Die schöne Pauline.

Roman

von

Champfleury.

Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung.

Erster Theil.

Wien.
Tendler & Comp.
1868.

Die schöne Pauline.

Erster Theil.

An Victor Hugo.

Man findet in der chinesischen Literatur zarte Dichtungen, in denen Gelehrte eine Hauptrolle spielen.

Die Handlung wickelt sich unter blühenden Mandelbäumen und in freundlichen Pavillons ab, in deren Räumlichkeiten die Träger der Hauptrollen sich damit beschäftigen „Wein zu trinken" und Verse zu machen.

Es gibt nichts Interessanteres als jene Dramen, in denen sich die Bewunderung der Natur mit den Lehren einer milden Moral vereint.

Die schöne Pauline gehört in gewisser Beziehung der chinesischen Literatur an; nicht als ob die Feder des Dichters das Verfahren der Romantiker aus dem himmlischen Reiche ängstlich copirt hätte, sondern weil die poetischen Leidenschaften, welche im Drama die Hauptrolle spielen — das absolute Verschmähen jeder Concession an das, was man „interessant" zu nennen übereingekommen ist — der Mangel jeder Rücksicht für die „Fortsetzung in der nächsten Nummer" (einer jener Uebelstände, durch welche der

Geist des modernen Romans von dem Journalismus verunziert wurde), die Ursachen waren, daß dieses Buch viele Jahre unvollendet geblieben und dem Dichter Bedenklichkeiten einflößten, welchen sonderbaren Effect sein Werk, Angesichts der grotesken Harlekinaden, durch welche der öffentliche Geist jetzt verdorben wird, hervorbringen würde.

Ihre letzten Werke, mein Herr! haben mir Muth gemacht. Ohne die „Meerarbeiter" wäre der Roman „Die schöne Pauline" unvollendet geblieben. So befruchtend wirkt der Einfluß eines Mannes von Genie, der in dem Glauben, für seinen Ruhm noch nicht genug gethan zu haben, neue Gesichtspunkte und neue Kämpfe aufsucht, wie in den Tagen seiner Jugend.

Das ist gut, männlich und heilsam für Alle, und jener erfrischende Meereshauch, der Ihrem letzten Werke entströmt, hat schon an und für sich etwas Stärkendes.

Paris, im Mai 1867.

Champfleury.

I.

Toulouse ist noch bis zur gegenwärtigen Stunde eine der sonderbarsten Städte Frankreichs.

Das Profil ihrer geistlichen sowohl als weltlichen Gebäude von mehr spanischer als französischer Bauart, alle Kirchthürme, die man für Citadellen halten könnte, Kloster-Façaden, in deren dreieckigen Giebeln mystische Figuren eingehauen sind, hin und her wandelnde Geistliche und Mönche, haben aus Toulouse eine Stadt gemacht, welche den Umwälzungen der Civilisation Widerstand geleistet, trotzdem dieselbe mit Windeseile ihre Dampfmaschinen an ihr vorüberführt.

Toulouse wird vielleicht aus dem langen Schlummer, in welchem es seit dem Mittelalter versunken ist, erwachen; es werden aber wenigstens gewisse Arterien, in welchen das moderne Blut nur langsam fließt, daselbst verbleiben, und unter Andern das Stadtviertel de la Dalbade, ein Asyl für parlamentarische Familien, mit Häusern, aus denen man ohne Erstaunen einen alten Schöffen heraustreten sehen würde, im schwarz und rothen Gewande, streng und gravitätisch schreitend, wie zu Zeiten der Ligue.

Kein Handelsverkehr belebt dieses Stadtviertel. Wenn man das alte Hôtel der Ritter von St. Jean de Jerusalem ausnimmt, welches zweimal im Jahre zur Zeit der Messe seine Thore den Tuch-Fabrikanten

aus Nieder-Languedoc öffnet, ist jedes Gewerbe aus diesen Straßen verbannt, blos der neugierige Reisende mit dem Fremdenführer in der Hand pflegt ihre Ruhe zu stören.

Denn das Wunder des Landes ist hier zu sehen, das berühmte steinerne Haus, dessen Name dem Leser sonderbar vorkommen möchte, wenn wir nicht die Bemerkung machen würden, daß der größte Theil der dieses Hôtel umgebenden Gebäude aus Ziegeln erbaut ist.

Das steinerne Haus, von reicher Architektur, erinnert an die Theater-Decorationen des Malers Le Brun. In Toulouse entfremdet, wurde dieser Baustyl in Versailles und seinen benachbarten Schlössern wieder eingeführt. Das Auge, welches durch die sinnreiche Zusammensetzung der Ziegel bei den benachbarten Häusern erfreut wird, ist durch den prunkhaften Baustyl dieses Gebäudes, welches den Ober-Intendanten Fouquet zum Bewohner hatte, verblüfft. Ein ausschweifender Luxus, durch eine Ueberhäufung schlecht arrangirter Statuen, Reliefs, Nischen und Schnörkel entstanden, lassen den Bauherrn erkennen.

Bachelier, Sohn des großen Architekten, der Toulouse mit Meisterwerken angefüllt, mußte gewiß bei Erbauung des steinernen Hauses dem schlechten Geschmacke eines Emporkömmlings gehorchen, der sein gutes Glück in die kleinsten Details der äußern Architektur einschreiben wollte. Der Künstler mußte seinen Plan mit Trophäen, Fratzen, Gesimsen u. s. w. überladen, um der Eitelkeit des Mannes, der ihn bezahlte, Rechnung zu tragen.

Trotzdem versetzte das reiche steinerne Haus das an die einförmigen Ziegelbauten gewöhnte Land derart in Verwunderung, daß die heutige Bevölkerung (und

dennoch war der ganze Bau nicht älter als zwei Jahrhunderte) die Erbauung des berühmten Hôtels den Römern zuschrieb; eine Tradition, die nicht ganz ohne Begründung ist, obwohl der Styl des ganzen Gebäudes keine Verwandtschaft mit dem Style und der Ornamentik der Alten hatte.

Um das Jahr 1610, in welcher Epoche der Bau angeordnet wurde, bediente sich Bachelier der Ruinen eines Tempels der Pallas, welche in der Garonne aufgefunden wurden, zu dem Grundbau des Gebäudes; zur Erinnerung an diese Entdeckung wurde als Andenken an die Karniese des alten Tempels die Façade mit Adlern und Eulen verziert; Apollo und Pallas spielten auch eine Rolle zwischen den cannelirten korinthischen Säulen, welche einen prachtvollen Ueberbau über dem Hauptthore bildeten.

Diese architektonischen Details dürften vielleicht dem Leser unnöthig erscheinen, der sich nicht wie ein Beobachter betreffs der Form eines Thürklopfers Rechnung zu legen sucht; doch bei genauer Betrachtung eines Thürklopfers kann man sich auch theilweise eine Meinung bezüglich des Eigenthümers bilden, der diesen Thürklopfer befestigen ließ.

Wir wollen noch eines Details erwähnen, welches Bachelier von dem Vorwurfe des schlechten Geschmackes rein waschen soll und dann sogleich die handelnden Personen auftreten lassen.

Der toulousische Architekt hat seinen Ruf in dem Hofe des Hôtels wieder bewährt, dessen Ornamentik durch in farbigen Marmor eingerahmte Gruppen bereichert ist, in welchen noch der letzte Hauch der verschwindenden Renaissance weht. Bachelier der Vater hatte diesen eleganten Kariatyden, welche die Einförmig-

keit des Halbkreises einer Galerie, die den Hof umgibt, glücklich unterbrachen, seinen Beifall nicht versagt. Unglücklicherweise wurde diese mit allen Reizen der Baukunst geschmückte Galerie von dem neuen Besitzer in einen Pferdestall verwandelt.

Um das Jahr 1832 trat ein Mann aus dem prunkvollen Thore des steinernen Hauses, der sich Negogousse nannte. Er war eben so umfangreich als sein Name. Stark, groß, breitschulterig, stark gefärbt, Finger, die auf allen Knöcheln mit einem ganzen Gebüsche kleiner Haare bewachsen waren, ein Stiernacken, der gegen die Hirnschale einen rechten Winkel bildete, Fleischwülste, welche über den Kragen seines Gewandes hinausragten: alles dies bewies, daß er nicht parlamentarischen Ursprungs war.

Negogousse, der reichste Oelhändler in Toulouse, hatte für das steinerne Haus eine Liebhaberei gefaßt, indem ohne Zweifel sein Geschmack mit dem des ursprünglichen Besitzers auf gleicher Stufe stand. Das Quartier de la Dalbade konnte wegen einer solchen Nachbarschaft Trauer anlegen.

Die Parrequemennières, die Labastide-Beauvoir, die Castelnau-d'Estafonds, die de Ery, die Isle-en Dodon betrachteten sich beschmutzt durch die Flecken eines Oeles, welches sich nun in einem Quartiere breit machte, das von jeher dem Adel der Robe reservirt gewesen war; es war diese Usurpation ein Zeichen des triumphirenden Bürgerthums.

Dessen ungeachtet richtete sich der Oelhändler in dem steinernen Hause ein, ohne sich um die Mißgunst zu bekümmern, die er dadurch in einem Quartiere, wo nur von edlen Traditionen die Rede war, herausforderte.

— Was will dieser G e w ü r z k r ä m e r eigentlich hier? war der Ausruf der Frau v. Parrequemennières.

Dieser Beiname blieb ihm.

Negogousse trat aus seinem Hôtel, wie gewöhnlich in Gedanken vertieft, ohne sich darum zu kümmern, daß hinter dem Vorhange eines benachbarten Hauses irgend eine alte Wittwe von Stand mit den Fingern auf ihn zeigend, sagte:

— Er wird aus dem steinernen Hause eine Filiale seines Geschäftes machen.

Die Toulouser, ohne alle Achtung für historische Erinnerungen, haben mehr als eine Kirche in einen Stall, mehr als ein monumentales Gebäude in ein Magazin verwandelt. Dessen ungeachtet strafte die Handlungsweise des Negogousse seine edlen Nachbarn Lügen.

Nachdem er ein reiches Hôtel ausfindig gemacht hatte, kümmerte ihn die öffentliche Meinung nicht mehr, er dachte blos an Pauline, sein geliebtes Kind.

Dieser Großhändler, der Mann mit den behaarten Fingern, dem Stiernacken, den rothen Fleischwülsten, verschwendete nicht weniger als dreimalhunderttausend Francs für die innere Einrichtung des steinernen Hauses.

Er mußte mehr als eine Tonne Oel verkaufen, um diese Bresche wieder auszufüllen; aber gab es auch ein Nestchen elegant genug um die schöne Pauline zu beherbergen?

Wenn ein Cervantes sein ganzes Leben auf eine armselige Weise fristet, mit der geheimen Hoffnung, ein Werk zu hinterlassen, das seinen Namen unsterblich machen wird, findet ein Kaufmann in der Liebe zu seinem Kinde eine eigenthümliche Triebfeder, die ihn die abenteuerlichsten Unternehmungen gleich einem Poeten wagen läßt.

Ein Gedicht dichten, eine Tochter erziehen, sind Hebel, mittelst welcher Männer über bedeutende Kräfte verfügen.

Bei seinen wiederholten Gängen vor dem steinernen Hause pflegte Negogousse sich zu sagen: — Welche Figur würde meine Pauline an diesen schönen Fenstern machen?

Er besaß das Bild. Seit vierzehn Jahren arbeitete er daran, demselben einen Rahmen zu verschaffen.

Möglicherweise hätte Paulinens Mutter die Phantasien des Kaufmannes nicht begriffen, wenn sie deren Verwirklichung erlebt hätte; aber die Väter, welche in vorzeitiger Wittwerschaft mit einem Kinde zurückbleiben, sind demselben plötzlich eine undefinirbare, man könnte sagen, eine zwitterhafte Zärtlichkeit schuldig. In ihre Liebkosungen mischen sich ganz eigenthümliche Dinge. Ihre Sprache findet schmiegsame, zarte und eindringliche Redensarten und Betonungen, die es versuchen, dem Kinde vergessen zu machen, daß es keine Mutter mehr hat.

Wer würde, wenn er Negogousse in der Straße hinschreiten sah, geglaubt haben, daß unter dieser schwieligen Haut sich ein zärtliches Herz verbarg.

Mit seinen Commis verkehrte er immer barsch, mit seiner Tochter stets sanft.

Den Tag über dachte er an nichts als an sein Geschäft; in seinem Gehirne rollten unaufhörlich enorme Massen Oel-Tonnen. — Nach Hause zurückgekehrt, beschäftigte er sich blos mit seiner Tochter, befragte sie bezüglich ihrer geringsten Handlungen und interessirte sich für dieselben mehr als für seine Speculationen.

Der Kaufmann ging in dem Vater auf. Er würde dreihundert Meilen mit der Post zurückgelegt und seine geschäftlichen Pflichten und Interessen vernachlässigt haben, um seiner Tochter ein Band zu bringen, vorausgesetzt, das Pauline nach dem Bande Verlangen getragen hätte.

Pauline hatte im Alter von dreizehn Jahren ihre Mutter verloren; dieser Verlust hatte bei ihr eine gewisse Melancholie zur Folge, welche ihrer blonden Schönheit einen eigenthümlichen Reiz verlieh.

Pauline liebte ihren Vater und überhäufte ihn mit Liebkosungen; trotzdem verblieb im Grunde ihres Herzens eine Leere, der Raum, den mütterliche Zärtlichkeit, welche noch keine Blüten getrieben, einnehmen sollte, und die sie häufig träumerisch und schwermüthig machte. Es giebt bei einem jungen Mädchen vertraute Mittheilungen und Pläne, die nur eine Mutter durch halbe Andeutungen zu verstehen im Stande ist.

Eine Dienerin, die alte Mamette, ließ Pauline selten allein und strebte ihr armes Kind zu erheitern; aber weder Negogousse noch Mamette konnten ihr die fehlende Mutter ersetzen.

Hinter dem steinernen Hause befand sich ein Garten, den ein kleiner Arm der Garonne durchfloß, die sich in capriciösen Krümmungen um die von armen Leuten bewohnte Insel Tounis windet. Pauline promenirte gewöhnlich in diesem Garten, den Lauf der Garonne melancholisch betrachtend und auf die unverstandenen Gespräche der Fischer lauschend, die sie von ihren schwermüthigen Gedanken abzogen.

Mit den Ellbogen auf die Balustrade, welche den Garten abschloß, gestützt, starrte sie mit ihren Blicken in den blauen Horizont, welchen in der Entfernung die

beschneiten Gipfel der Pyrenäen begrenzten. Mamette, die an ihrer Seite Wäsche ausbesserte, war in einem Halbschlummer befangen, der Hitze des Klima's unterlegen; die alte Dienerin öffnete selten den Mund, es wäre denn, daß ein Seewind wehte, eines der größten Gesprächs-Themata in Toulouse.

Gegen elf Uhr hatte Pauline ihre Toilette vollendet und lauerte auf die Ankunft ihres Vaters an einem der Fenster der Façade.

Ein halbnackter Arm legte sich auf die Brüstung des Fensters, deren Bögen von sculptirten Waffen und Rüstungen umgeben waren, und Pauline machte so den Eindruck jener Burgfrauen, die an dem Fenster eines erhöhten Thürmchens sitzend, jahrelang auf die Rückkehr ihrer Ritter von der Kreuzfahrt harren.

Negogousse schlug das Herz, wenn er bei der Biegung der Straße das blonde Haar seiner Tochter sich von dem blauen Horizonte abzeichnen sah.

— Wie meine Tochter schön ist! dachte der Kaufmann, der nicht daran zweifelte, daß das reiche, steinerne Haus mit seiner Statuen-Bevölkerung, und dem Ueberflusse an Füllhörnern, welche Blumen und Früchte in Hülle und Fülle auf die architektonischen Schnörkeln ausschütteten, vollständig die Leere in Paulinen's Herzen ausfüllte.

Man muß in dem parlamentarischen Quartier geboren sein, um seinen ernsten düstern Reiz zu verstehen. Jede Bewegung ist demselben fremd, mit Ausnahme etwa einer alten Dienerin, die aus den langen Corridors schreitet, in deren Hintergrund das Licht auf einen jener kleinen Höfe fällt, welche an die ruhigen innern Hausräume des Pierre de Hooghes erinnern.

Wenn irgend eine alte Dame die Stufen ihres Hôtels hinabstieg, um die Messe in der Daurade zu hören, befremdeten Pauline deren trockene, kalte Blicke, welche die mittelmäßige Sympathie bewiesen, die ihr Vater den Bewohnern des Stadtviertels einflößte.

Alte Herren in Kniehosen pflegten sich des Morgens zu zeigen, die Einen begaben sich in das Tribunal, die Andern eilten dem Gottesdienste beizuwohnen. Nicht Einer hatte für das junge Mädchen, das sich in dem steinernen Hause wie im Kloster fühlte, ein Lächeln.

Der Adel konnte es dem Oelhändler nicht verzeihen, daß er die Kühnheit gehabt hatte, sich in einem den alten Familien geweihten Stadtviertel angesiedelt zu haben; der splendide Luxus des Hôtels blendete die Nachbarn, die gewohnt waren, das steinerne Haus als für die Abkömmlinge der Schöffen reservirt zu betrachten, deren Wappen in der Façade eingehauen war.

— Ich weiß wirklich nicht, sagte Frau Parrequemennières eines Tages, warum dieser Gewürzkrämer das Wappen nicht herunterkratzen und an dessen Stelle ein Pitcharrou*) einhauen läßt?

Zahlreiche Epigramme wurden in den Salons des Quartiers der Dalabade von seinen sich allein für berechtigt haltenden Insassen über Negogousse improvisirt. Lange Zeit wurde das steinerne Haus von dem kaustischen Adel des Stadtviertels das Pitcharrou-Haus genannt.

Pauline wußte nichts von allen diesen Böswilligkeiten; sie hatte mit Niemand Verkehr als mit dem

---

*) Das Pitcharrou ist eine große grün-emaillirte irdene Vase, in welcher das Oel versendet wird.

Abbé Desinnocends, dem Pfarrer von Dalabade, dessen Charakter es widerstrebte, Negogousse von den lächerlichen Spöttereien zu unterrichten, mit welchen seine Nachbarn ihn überhäuften. Anderer Seits hatte der Abbé Desinnocends selbst in den Augen seiner Pfarrkinder keine Gnade gefunden, die ihre Huldigung und ihre Gunst der Kirche de la Daurade blos aus dem Grunde bewahrten, um das Andenken von Clemence Isaure zu feiern, der bei dieser Kirche angestellt war.

Toulouse, welch' wichtigen Aufschwung der Handel auch dort nehmen sollte, wird immer das Vaterland der Clemence Isaure, der Jeux floraux, der Schöffen, des Adels der Robe, der religiösen Schwärmerei bleiben.

Ungeachtet der politischen Erschütterungen und des socialen Geschwätzes des letzten Jahrhunderts dient Clemence Isaure noch immer denjenigen als Banner, welche die schöne Vergangenheit beweinen. Dieses erklärt hinlänglich, warum der Adel dem Gottesdienste in der unter dem Schutze von Clemence Isaure stehenden Kirche de la Daurade so häufig beiwohnte; weshalb der Abbé Desinnocends in seinem bescheidenen Pfarrhäuschen isolirt lebte und weshalb er sich zur schönen Pauline hinneigte, die, bevor sie noch in dem Adelsquartier wohnte, die Messe in seiner Pfarre hören kam.

Die Religion nahm in Negogousse's Herzen keine große Stelle ein; Pauline hatte man es zu danken, daß er trotzdem die Vorsehung der verlassenen Kirche wurde. Er gab seiner Tochter eine kleine Rente, die beinahe ganz in die Hände des Abbé Desinnocends überging, trotzdem dieser bezüglich der Größe derselben Einwendungen machte. Er war so wenig daran ge-

wöhnt! Aber das Geld blieb nicht lange in der Tasche des Pfarrers. Die Kirche brauchte zahlreiche Reparaturen und die Gaben floßen mit Ausnahme jener von Seite Paulinen's beinahe gar nicht zu.

Herr Desinnocends war also der einzige Fremde, der die Schwelle des steinernen Hauses überschritt, und Pauline beklagte sich darüber, ihn nicht häufiger zu sehen, denn zwischen ihr und dem Priester herrschte eine Uebereinstimmung der Gesinnungen, die sie beglückte. In Gesellschaft des Pfarrers von Dalabade füllte sich die Leere, die sie in ihrem Herzen empfand, aus. Negogousse wäre es sehr erwünscht gewesen, Herrn Desinnocends jeden Tag zu Tische zu laden, wenn sich der Pfarrer nicht entschuldigt hätte, die Einladung blos einmal in der Woche annehmen zu können.

Dieser eine Tag war für Pauline ein Fest. An dem Herrn Desinnocends gewidmeten Donnerstage und an dem Sonntage, wo sie in die Pfarrkirche ging, verlor ihre Physiognomie den melancholischen Zug gänzlich.

II.

Eines Morgens, als Pauline ihr Fenster öffnete, bemerkte sie gegenüber in dem benachbarten Hause einen jungen Mann, der bei dem Geräusch der Jalousien seine Augen auf sie heftete.

Pauline erröthete und senkte die ihrigen.

In dem kleinen Hause, das seit Kurzem eine Wittwe bewohnte, waren bis jetzt die Vorhänge vor den Fen-

stern des ersten Stockwerkes sorgfältig geschlossen geblieben.

Mit hochrothem Gesichte suchte Pauline, welche von einer plötzlichen Aufregung befallen war, nach Fassung, indem sie sich anstellte in die Ferne zu blicken, ob sie ihren Vater nicht kommen sehe; in ihren Bewegungen genirt, flüchtete sie sich plötzlich beschämt in einen Winkel ihres Zimmers.

Eine Hirschkuh, welche in der Nähe des Teiches, wo sie ihren Durst löschte, ein Rauschen der Blätter vernommen, konnte nicht lebhafter in die Flucht gejagt werden.

Sich auf einen Sessel werfend, erstaunte Pauline über das Pochen ihres Herzens und dachte, daß der Nachbar über ihr ungestümes Verschwinden lächeln würde. Mit der Hand die Augen bedeckend, als ob sie ihre eigene Röthe sich verbergen wollte, versank sie in Nachdenken.

So viel als ein flüchtiger Blick ihr inmitten ihrer Verwirrung zu erkennen gestattete, erinnerte sie sich eines jungen Menschen mit sanften, geistreichen Augen.

Ob er noch am Fenster ist? Was mag er da machen? Wenn er noch dageblieben, wagte Pauline aus dem Winkel nicht herauszutreten, in welchen sie sich gekauert hatte. Sie dachte daran, das Zimmer zu verlassen, aber die einzige Thüre desselben lag im Gesichtskreise des benachbarten Fensters.

Am Fenster wieder erscheinen, wäre Coquetterie gewesen; es schließen hätte dem Nachbar andeuten müssen, daß er von ihr bemerkt worden.

In welch' sonderbarer Aufregung befand sich Pauline, die noch nie ein ähnliches Gefühl empfunden? Warum verschleierte sich ihr Blick? Woher das Pochen

des Herzens, welches, wie es ihr schien, mit seinem Schlage das ganze Boudoir erfüllte. Weshalb erschien ihr die Luft plötzlich so sanft und milde? Und die Sonne, die auf einmal in erneuertem Glanze strahlte!

Pauline wagte in diesem Momente nicht sich im Spiegel zu betrachten. Sie fürchtete, zu „entsetzlich“ auszusehen.

Pauline hatte beinahe Furcht vor dem jungen Manne. An was denkt er? Das war es eben, was sie wissen wollte. War es nicht unklug gewesen, sich derartig zu flüchten? Was ist nun zu thun?

Mit zurückgehaltenem Athem (Pauline fürchtete, daß man sie auf der andern Seite der Straße könnte athmen hören) erhob sich das junge Mädchen und setzte schüchtern den Fuß auf den Teppich. Bei der Beugung ihres Körpers fühlte sie, daß sich die Aufregung noch nicht gelegt hatte.

— Wer kann wohl dieser junge Mann sein? fragte sich Pauline, an die Isolirung denkend, in welcher sie ihr Vater ihren Nachbarn gegenüber hielt. Wenn noch die alte Mamette dagewesen wäre, man hätte einige Mittheilungen ihr entlocken können.

Pauline wußte indeß jetzt, was zu ihrem Glücke noch fehlte. Die Einsamkeit im steinernen Hause lastete schwer auf ihr.

Zu welchen eigenthümlichen Gedanken kann das Oeffnen eines Fensters führen! Pauline war ganz überrascht davon.

— Muth! sagte sie zu sich.

Nachdem sie sich erhoben hatte, ging sie zum Fenster, dessen Flügel sich in einem rechten Winkel gegen das Zimmer zu umgelegt hatte; plötzlich blieb Pauline stehen.

Sie konnte das benachbarte Haus nur sehen, wenn sie sich an's Fenster stellte, und doch wagte sie nicht ein so kühnes Unternehmen zu versuchen.

Durch einen unmerklichen Ruck hatte sich einer der Fensterflügel bewegt. Pauline hatte ihn leise berührt; dessen ungeachtet schien ihr das Mittel gut. Wenn sie in verschiedenen Zwischenräumen den Fensterflügel mit Vorsicht rückte, konnte sie, durch den Vorhang geschützt, sich versichern, daß der Nachbar noch auf seinem Posten war.

Pauline sagte sich, daß sie wohl nicht um ihn zu betrachten mit so viel Vorsicht das Fenster gerückt hatte. In diesem Augenblicke wollte sie aus dem Zimmer gehen, ohne von neugierigen Blicken verfolgt zu werden; aber das Fenster, von der Hand des jungen Mädchens berührt, drehte sich langsam in seinen Angeln, und Pauline zitterte, als hätte sie ein Verbrechen begangen.

Sie hatte Furcht, daß ein Zipfel ihres Kleides dennoch bemerkt werden könnte, Furcht vor ihrem Schatten auf dem Teppiche, Furcht wegen ihres hinterlistigen Verfahrens, als plötzlich die Thüre ihres Zimmers ungestüm geöffnet wurde.

Negogousse, erstaunt, Pauline gegen ihre Gewohnheit nicht am Fenster zu sehen, war in ihr Zimmer hinaufgestiegen.

— Du hast mich vergessen, Pauline, sagte er.

Ein rückwärts an der Wand befindlicher Toilettentisch begünstigte die erste Lüge des jungen Mädchens.

— Ich war beschäftigt mein Haar zu glätten, sagte sie, ich habe mich in der Stunde geirrt.

— Wie Du bleich bist! . . . Bist Du leidend?

— Es ist nichts, mein Vater; ein momentanes Unwohlsein . . . eine Art von Schwindel bemächtigte sich meiner, als ich am Fenster stand.

Und gleichzeitig stieß Pauline energisch das Fenster auf. Die Anwesenheit ihres Vaters brachte ihr ihre Geistesgegenwart wieder zurück.

— Ein Schwindel! rief Negogousse ganz entsetzt aus. Das Fenster ist wohl zu hoch?

Pauline sprang ihrem Vater um den Hals, um ihn daran zu hindern, die Höhe des ersten Stockwerkes zu messen.

— Es ist schon vorüber, sagte sie . . . . aber wundere Dich nicht, wenn Du mich eine Zeitlang nicht an diesem Fenster sehen solltest . . . .

In der That öffnete Pauline das Fenster durch zwei Tage nicht; aber sie benützte jeden freien Augenblick, um sich hinter dem Vorhang in Hinterhalt zu legen, und den jungen Mann wieder zu sehen. So konnte sie ihn mit Muße studiren.

Der Nachbar, am Fenster sitzend, schien in die Lectüre eines Buches versenkt, das er auf seinen Knien liegen hatte; jeden Augenblick erhoben sich seine ruhelosen Augen und senkten sich wieder, wie es schien verdrießlich auf den großen Band, den er wenig verstehen mußte, da er ihn bei jeder neuen Seite weglegte, sich erhob, und mit seinen Blicken die Mauern des steinernen Hauses durchbohren zu wollen schien.

Der junge Mann hatte feine und offene Gesichtszüge.

— Er scheint es zu bedauern, sagte sich Pauline, daß er nicht mehr das Fenster offen findet.

Sie wagte nicht zu sagen „mich nicht zu sehen" und sie schrieb die Blicke des jungen Mannes der

Neugierde zu, welche das Innere ihres Zimmers, das Negogousse mit freundlichen Tapeten hatte decoriren lassen, in ihm hervorgerufen haben mochte.

Diese Komödie dauerte acht Tage; nach Ablauf derselben sagte sich Pauline, daß es dem Zimmer an freier Luft fehlen müsse, und daß es nicht nöthig sei es derselben zu berauben, weil ein neugieriger junger Mann gegenüber wohne.

Nach manchen Kämpfen fragte sie sich eines Morgens, ob sie die Strafzeit ihres Nachbars noch verlängern solle, als sie das gegenüberliegende Fenster geschlossen bemerkte.

Sie empfand ein fremdartiges Unbehagen.

War er verreist?

Pauline sah in die Straße hinab unter dem Vorwande ihren Vater zu erwarten; aber sie hatte ihn noch nie stundenlang mit so vieler Ungeduld erwartet. Negogousse's Ankunft beruhigte sie jedoch nicht; inzwischen versuchte Pauline ihrem Vater eine lachende Miene zu zeigen, um ihm dadurch etwa Nachrichten über die Nachbarn zu entlocken; aber nur mit Hilfe einer kleinen Lüge konnte sie das Gespräch auf das gewünschte Thema lenken.

— Ich habe Madame Falconnet ausgehen gesehen, sagte sie.

— Ah! rief Negogousse, der den Namen seiner Nachbarin nicht kannte.

Pauline erschöpfte sich in Complimenten, welche sie dem distinguirten Aeußern der Madame Falconnet spendete.

— Ich kenne sie nicht, sagte Negogousse.

— Sie hielt ein Gebetbuch in der Hand, sagte Pauline, von ihrer Fabel selbst überrascht, denn das

Ausgehen der Wittwe existirte blos in der Fantasie des jungen Mädchens.

— Die Bewohner dieses Viertels, sagte Negogousse, bringen ihr Leben in der Kirche de la Daurade zu.

In ihrem Innern wünschte wohl Pauline, daß der junge Mann, ohne Zweifel der Sohn der Wittwe, die alte Dame zum Gottesdienst begleiten möge.

— Väterchen, versetzte Pauline, würdest Du mir erlauben, eines Sonntags die Messe in der Kirche de la Daurade zu hören?

— Und was würde Abbé Desinnocends dazu sagen?

— Du hast Recht, antwortete Pauline.

— Ohne Zweifel kannst Du in die Kirche de la Daurade gehen; aber Du wirst diese Sünde der Neugierde dem Abbé Desinnocends beichten müssen.

— Das ist ein bloßer Einfall, sagte Pauline, die jetzt an die kleinen Lügen denken mochte, die sie ebenfalls ihrem Beichtvater einzugestehen haben würde.

Mametten's Eintritt machte diesem Gespräche ein Ende. Pauline, die anfing, sich verschmitzt zu fühlen, wollte das Capitel über die Nachbarin nicht in Gegenwart der Dienerin weiter spinnen. Als diese wieder hinausging, sagte sie:

— Madame Falconnet lebt vermuthlich allein?

— Du interessirst Dich für diese Dame? fragte Negogousse.

Diese Frage machte Pauline erbeben und gab ihr ihre Besonnenheit zurück. Sie sah ihr Geheimniß, ihr reizendes Geheimniß beinahe aufgedeckt. Um es besser zu verbergen, erwies sie ihrem Vater tausend Liebkosungen und schwatzte mit ihm über die verschiedenartigsten Dinge ohne Unterlaß, bis ihr Negogousse versprechen

mußte, sie noch denselben Abend zur Stunde des Zapfenstreiches auf den Capitol-Platz zu führen.

— Ich liebe die Trompeten so sehr! sagte Pauline.

Und sie machte die Runde um den Tisch, die Hände an den Hüften, lustige Fanfaren blasend, die das Herz des Oelhändlers mit Entzücken erfüllten.

Diese Fanfaren verbargen geheime Aufregungen.

Pauline schlief schlecht, wunderliche und beängstigende Träume beunruhigten ihren Schlummer.

Des Morgens neun Uhr lief sie zu ihrem Observatorium. Die demselben gegenüber befindlichen Vorhänge waren noch immer sorgfältig zugezogen.

Pauline fühlte ihr Herz krampfhaft bewegt.

Sie ging in den Garten hinab und pflückte dort einige Stiefmütterchen, deren Farbe mit ihrer Melancholie übereinstimmte, gab sie in ein Glas und stellte dies an's Fenster.

Das war ein trauriger Tag für Pauline, welche mit dem Ellbogen auf die Brüstung der Garten-Balustrade gestützt, das Haupt gegen den Himmel erhoben, sich über die Unbeweglichkeit der trägen, schweren und düstern Wolken erzürnte.

Die Natur schien sich mit ihrem Ueberdruß gegen das Leben zu verbinden. An diesem Tage empfand das junge Mädchen die Schwere des Daseins.

Die Glocke der Kirche de la Daurade läutete zu einem Begräbnisse.

Pauline dachte an das Glück der Leute, die vom Leben bereits Abschied genommen haben; auch sie wäre auf gleiche Weise gerne ihrer Trauer ledig geworden.

Was fehlte ihr denn eigentlich? Sie selbst konnte es nicht sagen; noch nie hatte sich ihrer ein ähnlicher Kummer bemächtiget.

Die Todtenglocke verdoppelte ihr klägliches Gewimmer, die Gläubigen zum Gebete für die Seele des Verstorbenen auffordernd.

Dieses Geläute, welches im Einklange mit ihrer Gemüthsstimmung stand, veranlaßte Pauline in ihr Zimmer hinaufzugehen, von wo aus sie den Leichenzug vorüberziehen sehen konnte.

Die Thüre öffnend empfand sie eine solche Erschütterung, daß ihre Knie wankten.

An dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses blühte ein Bouquet frisch gepflückter Rosen.

III.

Die Glocken der Kirche setzten ihr trauriges Geläute fort. In dem Herzen Paulinen's fand es jedoch einen freudigen Wiederhall.

Die Priester schritten aus der Kirche, düstere Psalmen absingend. Pauline hörte nur das Zwitschern der Vögel in dem Laubwerk des nahen Gartens.

Als der Zug das Ende der Straße erreichte, zog sich Pauline nach dem Hintergrunde ihres Zimmers zurück, um den Tod zu vergessen.

— Das Leben ist so schön! dachte sie in diesem Augenblicke.

Die Blumen am gegenüber liegenden Fenster hatten ihren Gedanken im Nu eine andere Richtung gegeben. Der Duft der Rosen erreichte sie, trotzdem sie eine Straße von dem Bouquet trennte. Ihre Sinne hat-

ten sich plötzlich geschärft. Den Rosen entströmte ein frischer lieblicher Geruch, erfüllt mit mysteriösen Versprechungen.

Mit einem Sprunge hüpfte sie die Treppe hinab, lief in den Garten und pflückte Nelken mit einer solchen Hast, daß es Mametten auffiel. Pauline hatte Eile, das melancholische Bouquet von Stiefmütterchen, welches dem Zustande ihres Herzens nicht mehr entsprach, gegen ein anderes zu vertauschen. Sie besaß nicht die Kenntniß der Blumensprache, aber die zarte Farbe der weißen mit Roth gesprenkelten Nelken schien ihr die natürliche Antwort auf die Rosen des Nachbars.

— Verband er mit diesem Bouquet eine Absicht? fragte sich Pauline, von verschiedenen Gefühlen bewegt.

Sie machte sich jedoch Vorwürfe, dasselbe mit den Nelken beantwortet zu haben, indem sie sich dadurch dem Verdachte eines Einverständnisses mit dem jungen Manne aussetzte. Ihre eigene Kühnheit erschreckte sie. In welche Verlegenheit würde es sie versetzen, wenn jetzt plötzlich der Nachbar am Fenster erschiene! Sie begab sich hierauf wieder in den Garten, wo die alte Mamette Betrachtungen über die wechselnde Gemüthsstimmung junger Mädchen anstellte.

Pauline, die noch soeben über die Balustrade hingeneigt, melancholisch den Zug der Wolken mit ihren Blicken verfolgt hatte, flatterte jetzt lebhaft und frei im Garten herum, wie ein Schmetterling, bei jedem Rosenstock anhaltend. Sie hätte gewollt, daß ihr die Rose ihr Geheimniß anvertraue — das geheimnißvolle Symbol, welches im Grunde ihres Kelches ruht; das zarte Grün der Blätter, das sanfte Incarnat der Blume berauschte sie wohl, aber antwortete ihr nicht.

Im Innern einer jeden Rose sah sie das Andenken an ihren Nachbar auf sie lauern. Pauline wagte kaum vor einem Rosengebüsch vorbeizugehen, sie hatte Furcht, daß der junge Mann unter demselben verborgen sein könnte.

Plötzlich wandte sie sich an Mamette:

— In der Daurade hat ein Begräbniß stattgefunden, sagte sie zu ihr. Ist Jemand von unsern Nachbarn gestorben?

— Ich glaube nicht, Fräulein; wir hätten das Trauergerüste vor der Thüre bemerken müssen.

— Es scheint mir, sagte Pauline auf ihre erste Lüge zurückkommend, daß Madame Falconnet in tiefer Trauer gewesen sei.

— Das ist wohl möglich, Fräulein.

— War es vielleicht jemand aus ihrer Familie?

Mamette hätte wohl ihre Unwissenheit eingestehen können, aber Pauline hatte die alte Dienerin schon derartig mit Fragen ermüdet, daß sie mit der Antwort herausplatzte:

— Ihr Vater, mein Fräulein, hat mir verboten, mich um die Angelegenheiten der Bewohner des Stadtviertels zu kümmern. Deshalb senke ich beim Ausgehen die Augen, um sie nicht zu sehen; ich könnte nicht einmal sagen, wie die Leute hinter der nächsten Thüre aussehen.

Die Unterhaltung gerieth hier in's Stocken, da Pauline fürchtete, Mametten eine zu große Neugierde zu verrathen. Sie begnügte sich daher, weiter nichts zu erfahren. Was lag ihr auch daran! War doch ihr Herz mit Erinnerungen erfüllt.

An diesem Tage schlief sie mit einem Lächeln auf den Lippen ein. Die Aufregung der vergangenen Nacht

hatte einem leichten halbwachen Schlummer Platz gemacht, der dem jungen Mädchen erlaubte, sich schlafend zu fühlen, glücklich wie der Taucher, der inmitten der Tiefe der Wellen, in welche er sich gewagt, der daselbst verborgenen Schätze ansichtig wird.

Paulinen's Schlafzimmer lag nach dem Garten.

Am frühen Morgen von dem Gesange der Vögel erweckt, machte das junge Mädchen im Nu seine Toilette, bedauernd, daß es seinen ersten Blick nicht auf das benachbarte Fenster werfen konnte. Trotzdem wagte sie es nicht, sich sofort auf ihr Zimmer zu begeben: es kam ihr vor, als könnte Jedermann die Ungeduld auf ihrem Gesichte lesen.

— Du wirst eine Früh-Aufsteherin! sagte Negogousse, der ihr begegnete.

— Das Wetter ist so schön! erwiederte sie.

— Gehe in den Garten, mein Kind, ein wenig Luft schöpfen.

Pauline benutzte den Ausgang ihres Vaters, um ihn bis zur Thüre zu begleiten. Mit einem flüchtigen Blicke überzeugte sie sich, daß sich auf dem gegenüberliegenden Fenster frische Rosen befanden, von denen sie die Gewißheit hatte, daß selbe erst diesen Morgen gepflückt worden waren.

— Und Ihr Frühstück, Fräulein? rief Mamette, die sie mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit die Treppen hinaufsteigen sah.

Pauline hörte gar nicht auf sie.

Vor dem Fenster des Nachbarhauses war ein kleiner Tisch, vor dem Tische ein junger Mann und vor dem jungen Manne lag ein dickes Buch.

Pauline empfand ein so süßes Gefühl, daß sie ohnmächtig zu werden glaubte. Langsam senkten sich

ihre Augenlider, um die Aufregung ihrer Blicke zu verschleiern; diese so keuschen Augenlider schienen ihren Nachbar zu begrüßen. Obwohl eine vom Herzen aufsteigende rosige Wolke Pauline hinderte, die Züge des jungen Mannes zu unterscheiden, empfand sie doch eine zweifache Unruhe. Es schien ihr, daß vom gegenüberliegenden Fenster sich ein Sturmwind erhebe, der sie veranlaßte, sich ihrem Toilettentische zu nähern, eine Stickerei aus dem Schubfache desselben herauszunehmen, und ihre Hände unfreiwillig in Bewegung zu setzen.

Ein sanftes Gesumme wiederhallte in ihren Ohren. Das junge Mädchen sah und hörte nichts; die Bewegungen ihrer Nadel gehorchten, von ihr unabhängig, einer mysteriösen Gewalt, welche verursachte, daß die Zeichnung ihres Stickmusters mechanisch mit Seide sich bedeckte, als würden ihre Hände von einer Fee geleitet.

Pauline fühlte sich von zärtlichen geheimnißvollen Blicken berührt. Sie wagte kaum zu athmen und zwang sich, den Hauch in ihrer Brust zurückzuhalten. Um durch ihre Aufregung nicht verrathen zu werden, bewahrte sie eine absolute Unbeweglichkeit.

Sie wollte ihre Hände verbergen; aber sie dachte nicht daran, daß der Blick des jungen Mannes, der that als ob er lesen würde, sich auf den zartesten Theil ihrer Schönheit: auf den schön geformten Hals richtete, um welchen neckisch die Haarlocken spielten.

Feiner als Seide, zarter als die jungen Triebe am Fuße eines Baumes, veränderten diese Locken ihre Form beim geringsten Windhauche, und bildeten durch ihr köstliches Blond einen Contrast gegen das durchsichtige Elfenbein des Halses.

Sie hatte die Augen gesenkt, die Wangen halb von den Haarlocken verdeckt; aber der schöne Hals offenbarte Adel, Gesundheit und Jugend.

Sie mochte jedoch thun was immer, ihren rosigen störrischen Mund konnte Pauline nicht verbergen, der ganz darüber entrüstet schien, daß seine Herrin so genau betrachtet werde.

Zuweilen zeichnete sich ein Lächeln, das sie nicht zu unterdrücken im Stande war, wie ein Schatten auf ihren Lippen ab, ein Lächeln, das die freudigen Gefühle bekundete, von denen Paulinen's Inneres bewegt war. Die Unruhe mischte sich in diese Art von Wonne, die von der Lage erzeugt war, in der das junge Mädchen sich gegenwärtig befand.

Was hatte sie denn zu dem Fenster geführt, wenn es nicht ein innerer Drang war, dessen Kraft sie bis jetzt noch nie empfunden hatte?

— Er wird schlecht von mir denken! sagte sich Pauline, erschreckt von der Kühnheit, mit der sie sich seinen Blicken so sehr aussetzte.

Ein Sonnenstrahl kam ihr zu Hilfe.

Der Himmel, der bis jetzt durch dichtes Gewölke verschleiert war, zeigte sich plötzlich in seiner ganzen Klarheit, und die Sonne, welche in das kleine Gemach drang, zwang Pauline die Hälfte des Vorhanges herabzulassen, um sich gegen sie zu schützen.

Die Natur schien die beiden jungen Leute unter ihren Schutz zu nehmen, denn kaum war Pauline durch die Hälfte des Vorhanges maskirt, als ein Geräusch welches vom gegenüberliegenden Zimmer herübertönte, Pauline das Haupt erheben ließ, obgleich sie innerlich sich geschworen hatte, daß sie sich ihrem Nachbar nicht

mehr zeigen wolle. Die Blicke kreuzten sich noch einmal; aber der des jungen Mannes war kummervoll.

Er neigte das Haupt, als wollte er grüßen, und als auf dem Gesichte des jungen Mannes Spuren des Verdrusses erkennbar waren, neigte Pauline sich über ihre Stickerei und ihre Nadel blieb unthätig, ohne daß sie es merkte.

Er hatte sie gegrüßt!

Das war ein Versprechen, sich wiederzusehen. Bei der Aufregung, von welcher Paulinen's Herz erfüllt war, mußte sich das junge Mädchen gestehen, daß nun in ihrem Herzen ein Keim entstand, den sie sehr schwer würde ausjäten können.

Ein unerklärbares Etwas hatte ihr bis jetzt gefehlt, welches nun ihre geistige Fähigkeit erhöhte, indem es den etwas grauen Horizont mit einer purpurnen Nuance überzog.

Drei Gestalten stellten sich nun Paulinen's Geist der Reihe nach vor: diejenige ihres Vaters, des Abbé Desinnocends und Mamette's, und alle drei schienen sie zu befragen.

Pauline schloß die Augen, um diesen Visionen zu entfliehen.

Sie verschanzte sich hinter jenem glänzenden Strahlenkranze, welcher dem purpurnen Lichte der untergehenden Sonne ähnlich ist, das sich durch das farbige Glas eines Kirchenfensters bricht.

Pauline fühlte ihren Körper wie auf irisirenden Wellen schwebend und ihr Geist flatterte mühelos wie ein Vogel in jene unbekannten Reiche, in denen es nur schattige Haine und saftige Triften gibt. Berauscht

von einer lieblichen Musik konnte sich Pauline von ihrem Aufenthalte in dem kleinen Zimmer eben so wenig Rechnung ablegen, als von der Stickerei, die sie in Händen hielt. Diese gefährlichen Schwärmereien sollten auf eine ereignißvolle Weise unterbrochen werden.

IV.

Raymond Falconnet trat am Tage nach seinen mit Pauline ausgetauschten Blicken in die Kanzlei des Herrn Trebons, des bedeutendsten Rechtsanwaltes in Toulouse.

Der wegen politischer Vergehen Verurtheilte vergißt die Ketten, die ihn belasten, wenn ihm an den Wänden seines Kerkers die ideale Figur der Freiheit erscheint. Der Mann von Genie achtet in seiner kalten, düstern Mansarde seines ausgehungerten Magens nicht und träumt von Ruhm. Eben so erschien Paulinen's Gestalt Raymond im Hintergrunde der Kanzlei, in welche er nun eingetreten war, ließ ihn über die ersten Schwierigkeiten des juridischen Studiums muthig hinwegkommen und selbst seine Kameraden, positive Naturen, die aus der Auvergne und den benachbarten Provinzen nach Toulouse, der Hauptstadt des Südens, gekommen waren, konnten ihn seinen Illusionen nicht entreißen.

Café's, Theater, Grisetten, das waren die Freuden, in welche diese Schreiber mit ihren starken Gebirgszähnen sich verbissen hatten. Raymond fand an diesen

Früchten keinen Geschmack. Er suchte sein Paradies anderswo.

Auf der Vorderseite einer großen Pappschachtel, die ihren Platz hinter dem Bureau des Kanzleichefs hatte, glänzte Negogousse's Name wie ein strahlender Nimbus, als einer der bedeutendsten Clienten der Kanzlei. Raymond blickte auf diesen Namen, wenn ihn die unerträglichen Details der Acten zu erdrücken drohten.

Was ist doch die erste Liebe für ein treuer Freund! Dank dieser Gesellschaft war es Raymond möglich, Gespräche wie diejenigen, die von seiner Umgebung geführt wurden, anzuhören, ohne an selben Anstoß zu nehmen. Es wurde ihm ebenfalls gestattet, ohne den Unwillen seiner Kameraden herauszufordern, sein Stillschweigen nicht zu unterbrechen, denn die im Grunde seines Herzens und seiner Augen ruhende Liebe verlieh seinen Blicken einen Zauber, von welchem man sich nur schwer losmachen konnte.

Sogleich hatte Raymond die Sympathieen seiner Kameraden gewonnen. Er sprach selten, aber die wenigen Worte, die er sprach, waren verbindlich und freimüthig. Wenn er seine Augen erhob, beleuchtete so zu sagen ein Strahl des Glückes die düstere Kanzlei, und blos mit einem Lächeln hörte er von der Miettou und Martril, zwei renommirten Grisetten in Toulouse, welche die Herzen aller Schreiber in Wallung versetzten, sprechen.

Ein neuer Ankömmling sollte die Gefühle der Cordialität, die seine Kameraden für ihn empfanden, noch mehr befestigen.

Eines Morgens stellte sich in der Kanzlei ein Priester vor, welchem ein junger Mann folgte; beide verweilten beinahe eine Stunde in dem Cabinete des

Herrn Trebons und bald darauf kündigte der Advocat seinen Schreibern einen neuen Kameraden an.

Sämmtliche Schreiber machten ein langes Gesicht.

— Meine Herren, sagte Herr Trebons mit außergewöhnlichem Ernste, ich halte mich verpflichtet, Ihnen von nun an die größte Zurückhaltung in Ihren Gesprächen zu empfehlen. Herr Saturnin von Poucharramet, den der Herr Abbé Supplici so freundlich ist mir anzuvertrauen, gehört einer der bedeutendsten Familien Perigord's an.

Die Gesichter der Schreiber wurden länger.

— Sie müssen nun Acht auf Ihr Benehmen haben, meine Herren, fuhr Herr Trebons fort, Herr Saturnin von Poucharramet darf keiner unanständigen Vertraulichkeit ausgesetzt sein. Julien, sagte er, sich an seinen Kanzleichef wendend, Sie werden darüber wachen, daß meine Ermahnungen befolgt werden. Ich muß mich des Vertrauens würdig zeigen, welches mir der Herr Abbé Supplici bewiesen, indem er mir die juridische Erziehung eines Mitgliedes der Familie Poucharramet anvertraut hat.

Der Sachwalter kehrte wieder in sein Cabinet zurück.

— Welch' eine feierliche Vorstellung! sagte der Kanzleichef mit leiser Stimme zu Raymond, der ihm an dem geschweiften Pulte gegenüber saß.

Raymond, ganz in die Erinnerung an Pauline versunken, hatte die Rede des Sachwalters kaum vernommen.

Von Neuem öffnete sich die Thüre des Cabinetes; die Schreiber sahen die aus demselben heraustretenden zwei Personen verstohlen an; der Eine von ihnen trug

eine Soutane, der Andere einen Reiserock, der sich nicht viel von einer solchen unterschied.

— Herr von Poucharramet, sagte der Rechtsanwalt, ich habe die Ehre, Ihnen meine Schreiber vorzustellen.

In diesem Augenblicke senkten Alle die Köpfe und man hörte die Federn auf dem Papiere kritzeln.

— Hier, Herr Abbé, ist Herr Julien, mein Kanzleichef, er wird Herrn Saturnin von Poucharramet in die ersten Begriffe der Rechtswissenschaft einweihen.

Der Kanzleichef hinter einem Actenpaquet verschanzt schob dieses mit der Miene eines vielbeschäftigten Mannes weg. Der Rechtsanwalt verstand anfänglich nicht, daß die auf dem Pulte niedergebeugten Köpfe, das Kritzeln der Federn und das Aufhäufen der Acten den schlechten Eindruck verbergen sollten, den die Ankunft des Abbé Supplici und seines Schülers hervorgebracht hatte.

Es war sein Schüler, dies konnte man nicht bezweifeln. Sicherlich war er eben aus einem Seminar getreten, er hatte den Eindruck desselben noch bewahrt. Der Ueberzieher von schwarzem, gewöhnlichem Tuche schien von der Hand eines Sacristeischneiders zugeschnitten und seine ungleich geschnittenen Haare waren voller „Stufen," wie sie Scheeren der Pfarrersköchinnen hervorzubringen pflegen.

— Herr Trebons, sagte der Geistliche, ich habe Vertrauen zu Ihnen, Vertrauen zu Ihrer Sorgfalt, Ihren Kenntnissen und Vertrauen zu den jungen Geistern, denen Sie Ihre Oberleitung angedeihen lassen; ich lasse Herrn Saturnin von Poucharramet mit Beruhigung in Ihren Händen.

— Herr Abbé, Sie werden ein Vertrauen, auf welches ich stolz bin, keine Ursache haben zu bedauern,

sagte der Rechtsfreund, den Abbé Supplici hinaus begleitend.

Der neue Ankömmling verblieb in der Mitte der Kanzlei mit gesenkten Augen und über die Brust gefalteten Händen, bis zur Rückkunft des Herrn Trebons.

— Wie? Herr Julien, sagte der Sachwalter in einem vorwurfsvollen Tone, Sie haben Herrn Poucharramet noch keinen Platz angewiesen?

Der Kanzleichef zeigte, sich entschuldigend, auf die besetzten Pulte.

— Die Herren werden zusammenrücken, sagte Herr Trebons.

In diesem Augenblicke erreichte das Kritzeln der Federn auf dem Papiere seinen Höhepunkt. Die Schreiber fingirten eine Beflissenheit in der Arbeit, die ihnen sonst nicht eigenthümlich war. Ueber das Stempelpapier gebückt, besorgten sie die Abschriften mit einem so außergewöhnlichen Eifer, daß Herr Trebons es nicht mehr mißverstehen konnte, daß diese Arbeitswuth den schlechten Empfang des neuen Ankömmlings verbergen sollte.

— Herr Raymond, rief der Rechtsanwalt, wollen Sie Herrn Saturnin Platz machen?

— Saturnin! rief Raymond, den neuen Schreiber zum ersten Male erblickend, bist Du es denn wirklich?

Und er erhob sich, um ihm die Hand zu reichen, ohne die Verlegenheit zu bemerken, die sein Schulgefährte aus dem ersten Jahrgange bei diesem Anlasse bewies.

Raymond hatte des Neuangekommenen Hand herzlich gedrückt: es war kein lebhaftes Schütteln, mit welchem Saturnin antwortete. Er ließ schlaff und leblos seine Hand ergreifen, ohne den Druck zu erwiedern.

— Ich bin Raymond, Du erkennst mich doch wohl wieder?

Und seine Augen suchten vergeblich sich in diejenigen des Seminaristen zu versenken, in deren Winkeln ein scheuer, ängstlicher Blick verborgen lag.

— Er ist eingeschüchtert, sagte sich Raymond, daran denkend, daß die Einführung Saturnin's in Mitte seiner neuen Genossen ihm wahrscheinlich einigen Zwang auflegte.

— Komm an meine Seite, sagte er, ihn bei der Hand fassend und ihn zu dem von dem Sachwalter bezeichneten Pulte führend.

— Ist es nicht sonderbar, daß wir uns nach acht Jahren auf diese Weise wieder treffen?

Saturnin antwortete nicht.

Aber Raymond, durch die Liebe nur zu sehr disponirt, seine Zuneigung zu verschwenden, bemerkte die Zurückhaltung seines alten Kameraden gar nicht.

Raymond's Herz war voll Freundschaftssprossen, die wie diejenigen des Geisblattes Zweige aufsuchen, um selbe zu umschlingen. Die Verliebten haben unermeßliche Gefühlsschätze, die sie verschwenderisch ausstreuen, indem es ihnen unbekannt ist, daß nur die wenigsten Leute dazu geeignet sind, diese Saat in sich aufzunehmen.

Auf diese Weise ersparte Raymond Saturnin die unangenehmen Mystificationen, die jeden Neuling in einer Advocaten-Kanzlei erwarten. Die Schreiber unterwarfen aus Sympathie für ihren Kameraden den Seminaristen nicht den gewöhnlichen Proben, die den Charakter und die Geduld des Debutanten erkennen lassen; denn der Schutz des Abbé Supplici hätte nur vermocht, die Härte derselben gegen einen so heiß empfohlenen Mann verdoppelt hervortreten zu lassen. Die

Freundschaft, die Raymond seinem alten Kameraden bewies, genügte, um dieses böse Vorhaben zu ersticken.

Acht Tage Aufenthalt hatten Raymond genügt, seinen Freund mit den Pflichten eines Schreibers vertraut zu machen. Er bemühte sich, die Strenge derselben möglichst zu mildern, und beschäftigte sich mit Saturnin, als hätte ihn der Sachwalter ihm ganz besonders an's Herz gelegt; indeß verblieb der Schützling des Abbé Supplici seinem alten Freunde gegenüber zurückhaltend wie am ersten Tage und erwiederte nicht Vertrauen mit Vertrauen. Nachdem Raymond im Alter von zehn bis zwölf Jahren seine ersten Studien im kleinen Seminar von Nôtre-Dame de Consolation in Gesellschaft Saturnin's begonnen, hatte er immer seinen schwächlichen Kameraden gegen die Angriffe der „Großen" in Schutz genommen. Beide waren arm, und Saturnin trug damals noch nicht den Namen von Poucharramet, welchen der Sachwalter in der Kanzlei in so hochtönender Weise dem besten Adelstitel gleichgesetzt hatte. Das Glück, welches er empfand, daß nun sein Freund der Angehörige einer der reichsten Familien geworden, wollte er diesem auf die lebhafteste Weise bezeigen. Saturnin ließ sich jedoch von seinen Jugend-Erinnerungen nicht hinreißen.

Seine Manieren, welche der ganzen Kanzlei anstößig waren, hatten eine gewisse Art von Salbung, und wurden durch ein Wort der spöttischen Schreiber am besten charakterisirt:

— Herr von Poucharramet, sagte der Kanzleichef, hat eine Tonsur in seinem Innern.

Dies war auch die Ursache, daß Raymond Spöttereien in Abwesenheit seines Kameraden nicht verhindern konnte. Wenn er: „Saturnin" sagte, so antworteten die Schreiber stets: „Herr v. Poucharramet."

Dem Schützling des Abbé Supplici sagten die Freuden der Vertraulichkeit zwischen jungen Leuten niemals zu. Pünktlich auf die Stunde, emsig in seiner Arbeit, gab Saturnin dem Kanzleichef nie Anlaß zu Vorwürfen; aber kaum verließ er die Kanzlei, als dieselbe von, auf seine Rechnung gemachten Spottreden wiederhallte.

Die Studenten von Foix, Tarbes, jene von Agen, Auch und Montauban nahmen in Gemeinschaft mit den Toulousern gegen den Neuling Partei. Es hatten in der Kanzlei des Herrn Trebons auch junge Leute von Aurilac und Mervejols gearbeitet und diese mußten sich selbstverständlich die gegen die Auvergnaten üblichen Scherze gefallen lassen; aber der Adelstitel, den der Rechtsanwalt bei jeder Gelegenheit gebrauchte, verbunden mit dem Andenken an den Abbé, machten den neuen Ankömmling Jedermann verdächtig.

Die Schreiber glaubten zu bemerken, daß Saturnin, bevor er sich zur Arbeit setzte, stets den Kopf in den Händen verborgen, ein Gebet vor sich hin murmelte und gewiß war, daß er jeden Tag vor den Kanzleistunden eine stille Messe hörte. Man sah ihn aus der Kirche herauskommen und ein dickes Gebetbuch, das seiner Tasche entfiel, bestätigte diese Thatsache. Alle diese Kleinigkeiten reizten die Spottsucht der Schreiber, einer Race Taugenichtse, welche von ihrem achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre mehr auf ihre Verdammniß als auf die Befestigung ihres Seelenheils hinarbeiten.

Das war ein Aufseher, ein Frömmler, ein Fanatiker inmitten der Kanzlei!

Bis jetzt hatte ein fröhlicher Skepticismus unter den Schreibern vorgeherrscht. Die Ankunft Saturnin's setzte dem ein Ziel. Die jungen Leute fühlten sich in

Gegenwart des Ex-Seminaristen genirt, der Kanzleichef empfahl ihnen Vorsicht, indem er bereits von Herrn Trebons einen Verweis bezüglich der Freiheit der Sprache, die in seiner Kanzlei herrschte, erhalten hatte. Man schloß daraus, das Saturnin seinem Patron Berichte zukommen ließ, und bei der Jugend gilt Angeberei als das größte Verbrechen.

Die von dem Rechtsanwalt ihm bewiesene Nachsicht brachte es endlich dahin, Saturnin bei seinen Kameraden vollständig verhaßt zu machen.

Der Kanzleichef nahm den halben Raum eines Tisches in Anspruch, auf welchem sich erhöhte hölzerne Pulte befanden. Zwei dieser Pulte waren für den Repräsentanten des Herrn Trebons bestimmt: eines, auf welchem er arbeitete, und das andere, das dem Sitze für jene Clienten gegenüber stand, welche in Abwesenheit des Advocaten ihre Angelegenheiten auseinandersetzten.

Die diesem Pulte gegenüberliegende Seite nahmen Saturnin und Raymond ein; es waren dies zwei nebeneinander befindliche Plätze, zum Gebrauche der neu eintretenden Schreiber bestimmt, damit der sie stets vor Augen habende Chef deren Arbeit überwachen könne.

Acht Tage ungefähr nach seiner Einführung in die Kanzlei benutzte Saturnin beide Plätze allein, indem Raymond an einen andern Tisch versetzt wurde.

Es war dies ein dem Anscheine nach unbedeutender Vorfall. Die Schreiber kümmerten sich um selben gar nicht. Sie waren der Ansicht, daß dieser Platz eine Art von Hierarchie bilden solle, welche der Rechtsanwalt zu Gunsten des Herrn v. Poucharramet geschaffen; um so peinlicher jedoch war dieser Wechsel für Raymond, der dadurch die Aussicht auf den Karton, auf welchem der Name Negogousse prangte, verlor.

V.

Das Frohnleichnamsfest wird im Süden auf eine Weise gefeiert, welche jene, mit der dies in den nördlichen Ländern geschieht, bedeutend in Schatten stellt. Marseille, Arles, Montpellier, Toulouse wetteifern mit einander in Entfaltung von Reichthum und einem Pomp, welcher von dem Frühling seine wiedererstandenen Blumen entlehnt.

Junge Mädchen lieben derartige Schaugepränge als Erinnerungen aus der Kinderzeit. Pauline hatte ihren Garten seiner schönsten Blumen beraubt, um sie vor das steinerne Haus zu streuen, wo in der Entfernung von einigen Schritten ein prachtvoller Altar errichtet war, an welchem vom Erzbischof das Evangelium gelesen werden sollte.

Raymond zog von dem Vorüberziehen der Procession den Nutzen, daß er Pauline ganz nach Herzenslust betrachten konnte, die sich bald am Fenster ihres Zimmers zeigte, bald zur Schwelle ihrer Hausthüre hinabstieg, mit dem Bewußtsein, stets von den Blicken des Studenten verfolgt zu werden.

Alles in der ganzen Straße war voll Blumen und Laubwerk; das Pflaster verschwand unter Sand, Maaßliebchen und Rosen. Die Natur schien ebenfalls ihr Feierkleid angezogen zu haben und die Herzen der beiden jungen Leute standen im Einklange mit der Natur.

Raymond konnte Pauline betrachten, ohne daß seine Blicke den Nachbarn auffällig wurden und der

Verliebte gab sich dieser Freiheit mit Wonne hin. Er ermüdete nicht, das junge Mädchen zu bewundern, das bald zum benachbarten Altar einige Blumen trug, bald wieder ein Büschel Buchsbaumzweige den an der Façade befestigten Teppichen hinzufügte, dann plötzlich verschwindend mit einer Blumengarbe in den Händen wieder zurückkam, auf das Fenster, an welchem sich Raymond befand, flüchtige Blicke warf, und Mamette ausscheltend auf einen Sessel stieg, um große Rosenbouquets an den Fenstervorhängen zu befestigen.

Der Himmel hatte für dieses Blumenfest ebenfalls Partei genommen. Alle Gestalten, die sich an den Fenstern zeigten, hatten lächelnde Mienen; aber Pauline und Raymond waren im ganzen Quartiere die Glücklichsten. Das allgemeine Lächeln gestattete auch ihnen sich demselben hinzugeben, und so zog ihre geheime Glückseligkeit aus der allgemeinen Trunkenheit Nutzen. Jetzt konnten sie sich ungestört betrachten und ihre eigenen Gefühle hinter der Frohnleichnamsfeier maskiren.

Pauline warf ihre Augen auf den Blumenteppich des Pflasters, erhob sie dann wieder zu Raymond und schien ihm zuzurufen: — Das Fest, welches mein Herz feiert, hat mich veranlaßt, die Rosen und Maaßliebchen des Gartens zu Ehren der Procession auf den Weg zu streuen.

Raymond's Augen schienen ihr zu antworten: Wie theuer sind mir diese Rosen und diese Laubgewinde, da sie von Pauline gepflückt wurden; auch in meinem Herzen feiere ich dies Fest!

Eine eigenthümliche Sprache entsprang den Blicken der jungen Leute; was dieselbe Raymond sagen sollte, konnte er sich in wenigen Worten übersetzen, und doch

würde er mit diesen wenigen Worten nicht zu Ende gekommen sein, wenn ein Trommelwirbel nicht das Herannahen der Procession angekündigt hätte.

Von der Ecke der Rue de la Dalbade wälzte sich eine Fluth Weiber und Kinder, welche der Procession voranliefen, um sie bei jeder Station neuerdings bewundern zu können.

Die Tambours schwiegen. Der feierlichen Verkündigung folgte eine Trompeter-Fanfare; nach den Instrumenten der Militär-Musikbande wiederhallten in der Luft die Gesänge junger Mädchen und Chorknaben.

Bald darauf wurden die Bajonnette der Soldaten sichtbar, welche die Avantgarde bildeten und hinter diesem ersten Peloton kamen Kinder, welche um die Schulter kleine Körbe trugen, aus welchen sie Blumenbouquets zogen und dieselben hoch in die Luft warfen.

Drei majestätische Schweizer, mit Silber- und Goldstickerei bedeckt, die Hellebarde auf den Schultern, stießen geräuschvoll ihre mit runden Goldknöpfen versehenen spanischen Rohre auf das Pflaster, und zwangen die Neugierigen sich an die Häuser zu drücken.

Die Waisen aus dem Barmherzigen-Kloster, diese von der Welt Verlassenen, um ein Kreuz gruppirt, Knaben und Mädchen, mit geschorenen Häuptern, in grobe Tuchuniformen gekeidet, bildeten einen eigenthümlichen Contrast mit den heitern Kindern und deren wallenden Haaren, die von ihren Müttern triumphirend auf den Armen getragen wurden. Die Waisenkinder sangen Psalmen und hatten ihre Augen auf das Kreuz gerichtet, auf welchem das Bild des Erlösers angebracht war, Desjenigen, den man sie als Vater zu betrachten gelehrt hatte.

Dasselbe Mitleid bemächtigte sich gleichzeitig Raymonds und Paulinens; diese Theilnahme, die Beide empfanden, spiegelte sich in zärtlichen und zugleich melancholischen Blicken wieder.

Hierauf defilirten die Kirchenfahnen. Zuerst diejenige der ersten Pfarrgemeinde mit jungen Mädchen in ihren Communions-Gewändern, welche brennende Kerzen in ihren Händen trugen, deren Licht gegen den Azur des Himmels verblaßte; ein Gemisch von Jugend und Spitzen, von Roth und Weiß, von Seide und Gaze.

Nach den Communicantinnen kamen die Fräulein von der Perseverance, in ihrer Mitte die Fahne von Nôtre-Dame des Tables. Arme alte in das Cölibat verbissene Mädchen, an welchen die Natur sich gerächt hatte, mit kupferigem Teint, vertrockneter Haut, vorzeitigen Runzeln, eingekniffenen Lippen, und einem verlängerten Kinn, auf welchem die Küsse eines Gatten hätten ruhen sollen. Das ausdauerndste dieser alten Mädchen trug die Fahne; gleichzeitig mit derselben trug sie auch am Kinn eine große Warze, und auf der Warze sträubten sich drei trotzige Haare.

Ein Lächeln überfiel Pauline bei dem Anblick einer Matrone als Fahnenträgerin, deren rothe Hände, die aus den großen Baumwoll-Handschuhen hervorsahen, wohl im Stande gewesen wären, jeden Liebhaber, der über diese Beharrliche hätte triumphiren wollen, in die Flucht zu schlagen. Aus der Gruppe dieser alten Jungfrauen erschallten kreischende unharmonische Gesänge.

Pauline und Raymond hatten für die Waisen de la Misericorde ein lebhaftes Mitleid empfunden; auf die Congregation der alten Jungfern warfen sie spöttische Blicke.

Nun kamen der Reihe nach alle Andern im Gefolge ihrer Fahnen, die Geistlichen der verschiedenen Klöster von Toulouse, darunter einige mit groben Gewändern bedeckt, und wieder andere, die sich die Schleppen ihrer Kleider von den zu ihrer Bedienung bestimmten Weibern nachtragen ließen.

Pauline beklagte jene mißverstandenen Herzen, die Vergessenheit hinter einem Klostergitter suchten.

Die Gesänge, von denen jetzt die Luft wiederhallte, ließen sie jedoch bald diesen Eindruck vergessen. In diesem beweglichen Panorama erschien das Gold und die gestickten Gewänder der Kirche mit Weihrauchduft und Blumen gemischt.

Das Processionskreuz von kerzentragenden Akoluthen umgeben, zeichnete sich in den Sonnenstrahlen blendend ab; zu diesem Kreuze empor stieg der Weihrauchdampf mit Rosenblättern gemengt, welche die Chorknaben in die Luft warfen.

Eine Escadron Soldaten folgte dem Processionszuge, und wenn die heitern Fanfaren den heiligen Gesängen voll Jubel und Milde antworteten, so fanden sie in den Herzen Paulinen's und Raymond's auch einen Wiederhall.

Die Sänger und Geistlichen in ihren schweren Meßgewändern, gefolgt von den Rauchfaßträgern, welche die glänzenden Weihrauchgefäße in der Luft schwangen, kündeten das Herannahen des Erzbischofs an.

Schon sah man in der Entfernung den rothsammtenen Traghimmel, von weißen Federbüschen überragt, sich langsam vorwärts bewegen.

Pauline konnte von ihrem Fenster aus den von Vorhängen verdeckten Prälaten nicht sehen. Um ihren Antheil an seinem Segen zu erhalten, stellte sie sich auf

die Schwelle der Hausthüre, in der Hoffnung, daß die Hände des Bischofs, welche der sich an den Traghimmel andrängenden Volksmenge den Segen spendeten, auch ihr bezüglich der leichten Vergehungen, die sie dem Abbé Desinnocends nicht zu beichten gewagt hatte, den Ablaß ertheilen würden.

Es liegt dies in der Natur der Bewohner des südlichen Frankreichs, wie in jener der Spanier. Die Religion vermischt sich da mit der Liebe, läutert ihre Leidenschaft und erweckt in ihr mystische Gefühle.

Während sie sich unter dem Segen des Erzbischofs zur Erde neigte, dankte Pauline Gott für alle Genüsse dieses Festtages; ihr Herz, obwohl schon der Liebe erschlossen, ließ Huldigungen naivster Jungfräulichkeit zum Himmel emporsteigen.

In diesem Augenblicke zogen die Büßer vorüber, ihr Gesicht in düstere Kapuzen verhüllt.

In der Mitte der Gruppe fiel die Gestalt des Kreuzträgers mit entblößten Füßen am meisten auf, er machte seinen Gefährten Zeichen anzuhalten oder sich weiter zu bewegen, je nach den Bewegungen der Procession, denn die Genossenschaft der Büßer war der letzte Damm, der sich der heranfluthenden Menge entgegenstemmte.

Pauline wollte sich in's Innere des Hauses zurückziehen. Diese seltsamen Figuren hatten ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen; die Roben und Kapuzen, die letzten Hilfsmittel des Fanatismus, entsprachen ihrer jugendlichen Fantasie.

Düstere Psalmodien wurden von den Kapuzenträgern gemurmelt, und mehr als ein finsteres Auge brannte mit seltsamem Feuer.

Langsam zogen die Büßer vorüber, die einen finster und ernsthaft wie Mitglieder der Inquisition, die

andern vom Alter gebeugt, diese demüthig, jene hochfahrend.

Wieder hielt die Procession an, und Pauline fand sich einem Büßenden von hoher schlanker Gestalt gegenüber, der sie unverwandt anstarrte.

Unter der düstern Kapuze brannten zwei Augen, welche Pauline zu durchbohren schienen. Verwirrt suchte sie in das Innere des Hauses zu gelangen, die schwarzen Augen jedoch schienen sie auf der Schwelle festhalten zu wollen.

Plötzlich neigte sich der Büßer über Pauline und murmelte ihr einige Worte ins Ohr, die sie erbleichen und wanken machten, und Raymond, der sie nicht aus den Augen verloren hatte, in größten Schrecken versetzten.

Von seinem Zimmer hinabzusteigen, von dem Büßer Aufklärung zu verlangen, die Reihen der Procession zu durchbrechen, das waren die Gedanken, die den Studenten sofort beherrschten.

Aber die Procession hatte ihren Marsch wieder aufgenommen. Eine unermeßliche Volksmenge folgte ihr nach.

Pauline war in's Haus zurückgekehrt.

VI.

Erzürnt darüber, die Menschenfluthen, welche ihn von dem geheimnißvollen Büßer trennten, nicht durchbrechen zu können, erwartete Raymond nun, daß Pauline an ihrem Fenster erscheinen würde.

Sie kam aber nicht dahin, das kleine Zimmer blieb verödet.

Welche Bangigkeit überfiel nun das Herz des jungen Mannes! Seine Hände klammerten sich ungeduldig an das Fensterkreuz, sein noch unruhigerer Geist strebte in das Innere des steinernen Hauses einzudringen.

Mit Hilfe des zweiten Gesichtes, mit welchem Liebende begabt sind, begleitete Raymond die aufgeregte, bleiche und erschreckte Pauline nach ihrem Garten und schritt selbst mit wankenden Schritten im Zimmer umher, sich befragend, welche seltsame Mittheilung wohl der Büßer dem jungen Mädchen gemacht haben mochte, die im Stande gewesen, sie derart aufzuregen.

Das Herz der Liebenden ist der Bangigkeit zugänglicher als dem Glücke.

Ein einziger Augenblick hatte genügt, um Raymond einen ganzen Tag des Glückes, den Austausch so langandauernder Blicke, ihren gemeinschaftlichen Ideengang während des Festes vergessen zu machen. Eine düstere Kapuze hatte seine Freude gestört.

Welche Beziehungen konnten zwischen Pauline und dem geheimnißvollen Büßer obwalten? War vielleicht die Aufmerksamkeit, die das junge Mädchen Raymond's Blicken schenkte, von dieser unheimlichen Person entdeckt worden?

Gewiß mußte Pauline durch die wenigen Worte lebhaft beeinflußt worden sein, da sie nicht wieder kam. Sie mußte zweifellos einem Befehle, sich nicht wieder zu zeigen, gehorchen.

Eine Scheidewand schien sich nun plötzlich zwischen den beiden Liebenden aufzurichten.

Liebende ergeben sich gerne derartigen Scrupeln, die sie im Gedanken hämmern, um das Herz in dieser einsamen Schmiede martern und quälen zu können.

Den Kopf erhitzt, die Brust beengt, wurde Raymond unbekannten Qualen zur Beute. Sein Zimmer erschien ihm als ein Gefängniß. Es fehlte ihm an Luft. Er wollte ausgehen, durch die Felder streifen und dennoch drängte es ihn zu bleiben.

Wenn Pauline doch am Fenster erscheinen sollte!

Die Nacht brach an, Pauline hatte sich nicht gezeigt.

Raymond ging eilends aus. Er dürstete darnach, die erfrischende Luft des Quais einzuathmen; aber stets erwachte von Neuem das Andenken des Büßers in seiner Brust und veranlaßte ihn zu bittern Folgerungen. Ein Fanatiker hatte das junge Mädchen erschreckt, wer war aber dieser Fanatiker?

Die Büßer des Südens bestehen aus Gläubigen, in deren Mitte sich zu Zeiten auch Ehrgeizige einschleichen.

Um das Jahr 1832 war die Genossenschaft der Büßer im Abnehmen durch die Entstehung der Gesellschaft des heiligen Vincent de Paul, welche sie bedeutend verminderte. Die alten Leiter des Ordens der Büßenden fanden in der neuen geistlichen Stiftung ein hierarchisches Element, welches der nivellirenden Kapuze abging. Der Arbeiter, der zum Büßenden geworden, war nun dem Adel und der Bourgeoisie ganz ebenbürtig; Reiche und Arme trugen dasselbe Gewand, zählten die Perlen des gleichen Rosenkranzes. Gar keine Spur einer Auszeichnung, keine Litze, keine Stickerei, welche das Vermögen oder den Adel des Trägers verrieth. Es gibt wenige Genossenschaften, die eine ähn-

liche Gleichheit unter sich aufrecht erhalten können. Die Leute aus dem Volke blieben der Corporation treu, stolz darauf, nur durch das Costüme Gleichgestellte unter sich zu zählen; diese Organisation entsprach ihrem demokratischen Instincte.

Wenn Raymond daher an die Menschenclasse dachte, aus welcher sich die Büßenden hauptsächlich recrutirten, mußte er sich die Frage vorlegen, was einen Menschen aus dem Volke wohl bestimmen konnte, sich mit der Zukunft Paulinen's zu beschäftigen?

Hatte Pauline Geheimnisse? Raymond konnte nicht dahin gelangen, dies zu entdecken.

Von Unruhe getrieben, machte er seinen Weg wieder zurück. Das steinerne Haus zog ihn an.

Während er die Rue Croix-Baragnon durchschritt, vernahm er ein lautes Gelächter, gemengt mit dem Geräusche von über das Pflaster geschleiften Stöcken.

Drei Studenten, ihrem Gespräche nach zu urtheilen, trieben sich da in der Dunkelheit herum.

— Das wird ein Spaß werden, sagte der eine, wenn wir den Büßer aufwecken.

Dieses Wort veranlaßte Raymond, in seinem Laufe einzuhalten und er drückte sich in einen Thorweg.

Einer der Studenten sprach, von Haus zu Haus gehend:

— Wo mag er denn wohnen, der alte Casmajou?

— Er hat eine Schneiderwerkstätte, sagte einer der drei Gesellen, er muß da im ersten Stock irgendwo eine Tafel haben.

— Fajon, rief eine Stimme, siehst Du nirgends die Tafel des Casmajou?

Ein Mann von hohem Wuchse trat dicht an ein Haus.

— Sprechen wir nicht so laut, rief er, ich glaube es ist hier.

Raymond, an die Thoreinfassung gedrückt, horchte auf.

— He Casmajou! He! schrie einer der Studenten.

— Du wirst noch unsern Streich vereiteln, d'Espipat, sagte eine gebieterische Stimme, die an's Befehlen gewohnt zu sein schien.

— Also Fajon, mach' Du Dich auf, das Haus dieses Casmajou aufzufinden.

— Stille! hier ist es schon, antwortete er, laßt mich nur machen.

Vorsichtig rief er:

— Herr Casmajou! Herr Casmajou!

Niemand antwortete.

— Er wird sich nicht zeigen, weil er krank ist, sagte einer der Studenten.

— Ich werde ihn wohl aus seinem Bette aufstehen machen, erwiederte Fajon.

Die drei Studenten berathschlagten. Das Fenster des ersten Stockwerkes war nicht hoch. Fajon, von hoher Statur, konnte beinahe an das Schild des Schneiders reichen; sein Freund d'Espipat sollte auf seine Schultern klettern und leise an die Scheiben klopfen.

— Nun, rief Fajon, ihr werdet mir die Robe reichen.

Die Neugierde Raymond's wuchs. Das Gelächter der jungen Leute verrieth einen Studentenstreich; aber die Robe eines Büßers, von welcher so eben gesprochen wurde, machte, daß er regungslos wartete, indem er sich die Frage vorlegte, was wohl der Ausgang dieses Abenteuers sein werde.

Die Verschwörung wurde nun nach Verabredung in's Werk gesetzt. Fajon stützte sich an das Gesimse und ertheilte seinen Kameraden die letzten Instructionen.

— Im Falle wir verfolgt werden, rief er, treffen wir uns im Komödien-Caffeehause.

Nach dieser Unterweisung kletterte d'Espipat auf Fajon's Schultern und nachdem er dreimal an der Glasscheibe geklopft, rief er Casmajou.

— Etwas bewegt sich schon d'rin, sagte er.

Wenn Casmajou das Fenster öffnet, versetzte Fajon, laße Du Dich zur Erde gleiten, indem Du Dich an die Wand pressest. Ruf' den Schneider noch einmal.

— Herr Casmajou! schrie d'Espipat von Neuem.

Ein Licht erhellte das Fenster des ersten Stockwerkes.

— Casmajou ist erwacht . . . Er steht auf, sagte d'Espipat.

— Gut, steig jetzt herunter. Reich mir die Robe, sagte Fajon, sich an einen andern Studenten wendend, der an die Mauer gelehnt, ein Packet in Händen hielt.

Noch einmal rief, seine Stimme dämpfend, Fajon den Schneider.

Das Fenster öffnete sich, und an demselben erschien ein Mann mit einem Lichte in der Hand.

— Was will man von mir? fragte er.

— Hier! schrie Fajon und warf das Packet auf ihn, daß das Licht, welches der Schneider in Händen hielt, verlöschte und diesen einen Schreckensruf ausstoßen ließ.

Nach diesem Handstreiche wiederhallte die Straße von den in kläglichem Tone gerufenen Worten: O!

Casmajou! welches die benachbarten Bewohner glauben machen sollte, daß Feuer in dem Hause des Schneiders ausgebrochen sei.

Hierauf ergriffen die Studenten die Flucht, ohne zu ahnen, daß ein verborgener Zeuge ihrer Verschwörung beigewohnt hatte, welcher sich jedoch gleichfalls durch eine Quergasse flüchtete, aus Furcht, als Mitschuldiger ergriffen zu werden.

VII.

Kurze Zeit darauf erreichte Raymond das Komödien-Caffeehaus. Zuerst überzeugte er sich davon, daß die drei Studenten hier noch nicht erschienen waren. Nachdem er nahe am Eingange Platz genommen, nahm er ein Journal zur Hand, entfaltete es und breitete es derartig vor sich aus, daß er nicht bemerkt werden konnte.

Raymond wollte die Helden aus der Rue Croix-Baragnon in der Nähe betrachten.

Sobald das Theater geöffnet wurde, füllte sich das Café mit Studenten, die da tranken und spielten.

Plötzlich wurde die Thüre, in deren Nähe sich Raymond befand, ungestüm geöffnet und der Ruf erfüllte das Café:

— Fajon ist da!

Ein Koloß trat in Begleitung zweier junger Leute ein.

Die Billardspieler legten ihre Queus nieder, die Würfel, die in den Tric-Trac-Bechern geklappert

hatten, verstummten und die Dominospieler verloren den Faden ihrer Combinationen.

Fajon! dies war der Name, der jetzt in den verschiedenen Sälen coursirte, während der Mann, der diese Huldigungen empfing, auf der Schwelle des Café's stehen geblieben war.

Ein Lächeln überflog die Lippen der Comptoir-Dame; die Marqueure hielten mit der Bedienung inne; der Wirth des Café's selbst wandte sich, die Serviette unter dem Arme, der Thüre zu, gleich einem Bürgermeister, der die Schlüssel einer Stadt dem Sieger überbringt.

Fajon durchschritt den Saal, wechselte mit der versammelten Menge leichte Grüße, und an einem Tische Platz nehmend, rief er mit einer die Scheiben erzittern machenden Stimme:

— He! einen Abwischfetzen!

Sofort stürzten fünf Marqueure voll Eifer dem Tische zu, um denselben mit ihren Servietten abzutrocknen.

— Eine Bowle Punsch! herrschte der Koloß.

— Eine Bowle Punsch für Herrn Fajon! wiederholte der Wirth des Café's.

— Wie im Echo ertönte es von der Reihe der Marqueure:

— Bowle Punsch für Herrn Fajon!

Der Koloß hatte sich kaum niedergelassen, als ein großer Theil der Studenten sich beeilte, ihre Sessel in die Nähe seines Tisches zu rücken.

Fajon sah sie der Reihe nach an, öffnete den Mund und brach in ein furchtbares Gelächter aus.

Dieses Gelächter, das wie ein Befehl klang, wurde mit einem allgemeinen Lächeln erwiedert. Die

Comptoir-Dame, welche gerade gähnte, verwandelte dieses Gähnen in ein Lächeln; selbst der Wirth des Café's, trotz seiner ernsten Miene, lachte gleichfalls, obwohl er keine große Lust dazu zu haben schien.

Ein Marqueur des Café's hatte sich der Gruppe genähert und lachte dreist mit.

— In was mischst Du Dich, Du Flegel? schrie Fajon. Bringe mir Cigarren!

Der Hausherr nahm seine würdevolle Miene, die Comptoir-Dame ihr Gähnen wieder auf und die Stammgäste vertieften sich wieder in die Lectüre der Localneuigkeiten, die sie unterbrochen hatten.

Ein zweiter Ausbruch des Gelächters, noch geräuschvoller als der erste, brachte auf allen Gesichtern neue Heiterkeit hervor. In den Thüreingängen pflanzten sich die Günstlinge der Marqueure des Café's auf, welche, das brutale Wesen des Kolosses fürchtend, nicht im Saale zu erscheinen wagten und dennoch einer Erzählung, die sie höchst interessant erachteten, zuhören wollten.

Um sich der Aufmerksamkeit des Auditoriums zu versichern und gewissermassen als Signal, sich um ihn zu versammeln, begann neuerdings Fajon in drei Absätzen geräuschvoll zu lachen. Diese Komödie, obwohl schon seit lange bekannt, war dennoch von stets gleichem Erfolge begleitet; Fajon war eben einer der Tyrannen des Estaminet, ein „Beherrscher der Galerie.“

Nachdem er zwei große Gläser Punsch hinuntergestürzt hatte, sagte er:

— Der Punsch ist schwach, aber dafür habe ich in Gesellschaft dieser Herren eine Tour gemacht, welche es durchaus nicht ist....

Mit beifälligem Gemurmel wurde diese Vorrede aufgenommen.

— Die kleine Miettou hatte die Ausbesserung einer Büßer-Robe übernommen, mit der sie sich jedoch nicht beeilte, da der betreffende Büßer, von der Gicht geplagt, seine Kutte nicht zurückverlangte. Da diese Robe in einem Winkel des Atelier's, in welchem Miettou mich zu empfangen pflegt, hing, so bemächtigte ich mich ihrer, was auch immer die Kleine dagegen einwenden mochte .... Diesen Morgen bin ich nun im Gewande des Büßers aus meiner Wohnung gegangen, um mich in die Prozession zu mischen.

Raymond hörte diese Erzählung, die von den Beifallsrufen der Studenten häufig unterbrochen wurde, beinahe athemlos mit an.

— Durch vier Stunden in einer Kapuze herumpromeniren, fuhr Fajon fort, ist eben kein besonderes Vergnügen; ich wage sogar zu behaupten, daß die Psalmen dieser Leute mich bedeutend langweilten. Unterwegs verließ ich die Reihen, um das Ende des Zuges zu gewinnen, und dann gegen die Rue de la Dalbade ablenkend, fiel mir unter dem Thore des steinernen Hauses plötzlich ein reizendes Mädchen auf.

— Schon wieder eine Eroberung! sagte ein Student. Fajon strich seinen Schnurrbart, auf die Comptoirdame einen Siegerblick werfend.

— Es scheint so, erwiederte er.

Raymond, die Fäuste geballt, zitterte am ganzen Körper. Er hatte sich schon halb erhoben, doch nach einigem Nachdenken verblieb er auf seinem Platze.

— Ich habe noch nie ein so liebliches Geschöpf gesehen, sagte Fajon, sein Glas leerend.

Raymond's Hände klammerten sich an den Marmortisch, er fürchtete, seinen Unwillen nicht unterdrücken zu können.

— Ich habe dem Fräulein einige Zärtlichkeiten in's Ohr geflüstert, fuhr Fajon fort.

— Und schien die Kleine nicht verwundert aus dem Munde eines Büßers eine Liebeserklärung zu vernehmen? fragte ein Student.

— Ja wohl, erwiederte Fajon; aber demungeachtet erhielt ich das Zugeständniß eines Rendezvous.

— Ein Rendezvous! Dieses Wort schlug dem Herzen Raymond's eine blutige Wunde. Noch einmal erhob er sich.

— Sie lügen! . . . war die Antwort, welche jeder seiner Blutstropfen jenem zurufen wollte.

Raymond dürstete darnach, denjenigen, der es wagte, Pauline derartig zu profaniren, öffentlich zu züchtigen, er gewann jedoch so viel Gewalt über sich, Negogousse's Tochter nicht zu compromittiren.

In diesem Augenblicke erinnerte er sich der Aufregung, welche die wenigen Worte des Büßers bei Pauline zur Folge hatten. Raymond war daher davon überzeugt, daß diejenige, die er liebte, kein Rendezvous bewilligt habe; bleich und erschüttert hatte sie sich ja unter dem Eindrucke der Worte des Büßers sofort in das Innere des Hauses zurückgezogen.

Der prahlerische Student fuhr nun fort den Schluß der Geschichte zu erzählen, dieselbe mit dem Abenteuer aus der Rue Croix = Beragnon verzierend. Raymond hörte nicht mehr zu; aber seine Wuth hatte dem Unwillen Platz gemacht. Herr seiner selbst, erörterte er zu dieser Stunde den geeigneten Zeitpunkt der Rache. Es schien ihm nothwendig, daß dieser Fajon

für die Zukunft in die Unmöglichkeit versetzt werde, die Ruhe der Bewohner des steinernen Hauses zu stören.

Raymond ging hinaus und schritt mit großen Schritten auf dem Capitol-Platze umher, ohne das Caffeehaus aus dem Auge zu verlieren.

Endlich öffnete sich die Thüre des Café's; Fajon erschien von einer Gruppe Studenten gefolgt in derselben.

Raymond hatte Lust, sich auf ihn zu werfen, ihn bei der Gurgel zu fassen und das Geständniß derböswilligen Lüge von ihm zu erpressen; aber die Zeugen hätten begriffen, daß ein sofortiger Angriff in einem unmittelbaren Zusammenhange mit den Abenteuern des Tages stehen mochte und Paulinen's Name durfte nicht in einen öffentlichen Scandal gemengt werden.

Raymond folgte der Gruppe, welche sich dem Schauspielhause zuwandte. Fajon trat hochmüthig zur Cassa, die angestellten Diener mit einer Protectorsmiene grüßend.

Raymond folgte ihm.

Fajon durchschritt den Corridor, der zum Orchester führte. Raymond nahm ebenfalls einen Orchestersitz.

Fajon nahm in der Mitte Platz. Raymond setzte sich an seine Seite.

Dieser Fajon, der Schrecken aller Studenten, war ein Mann von hohem Wuchs und breiten Schultern. Eine Art von „Sombrero" mit breitem Rande überschattete ein olivenfarbiges Gesicht, in welchem ein dichter schwarzer Schnurrbart besonders auffiel. Man hätte ihn für einen Militär-Adjutanten in Civilkleidern halten können; er trug pralle Beinkleider. Da er schon einige Jahre in Paris zugebracht hatte, war er zum Popanz aller Studenten des ersten Jahrganges geworden.

Fajon studirte vorzüglich die Zubereitung des Absinthe's; für gewöhnlich hatte er seinen Thron im Theater-Café aufgeschlagen. Des Mittags kam er hin, um Mitternacht verließ er es; er hatte da alle seine Unterthanen zur Hand, alle Studenten, Sänger und Grisetten, welche den Platz passirten.

Es gibt wenige Städte im Süden, die nicht eine Theater-Zeitschrift besitzen, deren Bestimmung es ist, die Sänger zu tyrannisiren. Jedes Jahr bei Eintritt der dramatischen Ferien verblich die Toulouser Theater-Zeitung; jedes Jahr erschien wieder ein neues Blatt, von Fajon herausgegeben, welcher zu diesem Zwecke einige Studenten, Jünger der Poesie, recrutirt hatte, die begierig waren, die Lorbeeren eines Dichters um den Preis der Druckkosten des Journals einzuheimsen. Auf diese Weise hatte Fajon den Ruf erlangt, der autorisirte Leiter jeder öffentlichen Manifestation bei Universitäts-Vorlesungen und im Theater zu sein.

Die Ankunft eines neuen Professors, das Debut eines Tenoristen oder einer Sängerin veranlaßte stets die Studenten auszurufen:

— Wir müssen erfahren, wie Fajon darüber denkt.

Jede Generation, die, um einer neuen Platz zu machen, verschwand, ließ im juridischen College eine „Fajoniana", einen Band fabelhafter Legenden, zurück, denen zu Folge Fajon Arbeiten, die jenen des Hercules glichen, verrichtet haben sollte; obgleich es Niemand gesehen hatte, wurde beispielsweise in diesen Legenden von dem zehnmaligen Durchschwimmen der Breite der Garonne, dem Davontragen eines Nationalgardisten sammt seinem Schilderhäuschen, von dem mit einem einzigen Säbelhiebe in zwei Theile gespaltenen Kopfe eines Cavallerie-Offiziers u. s. w. erzählt.

Raymond jedoch, der Fajon in der Nähe gesehen hatte, konnte dieser keine Furcht einjagen. Die Liebe zu Paulinen verlieh ihm unbekannte Kräfte und er kümmerte sich weder um die riesige Gestalt noch um den Stiernacken dieses Individuums.

An seiner Seite sitzend, suchte Raymond Anlaß zu Händeln, Fajon jedoch, der einen Augenblick von seinen brennenden Blicken überrascht war, konnte diese grimmige Wuth, die zu seinem eigenen kühlen Benehmen nicht paßte, nicht auf sich beziehen.

Lärmend applaudirte er jene Schauspieler, die sich seinen Gesetzen unterwarfen und der Macht seines Blattes huldigten, und die Studenten, welche in Fajon den obersten Schiedsrichter eines geläuterten Geschmackes sahen, erhoben, sobald er mit seinem großen Stocke das Signal dazu gab, einen lärmenden Applaus.

Im Theater war Fajon zu Hause. An ihn richteten sich die verbindlichsten Grüße des Directors, die Händedrücke der Schauspieler in den Corridors, das holdseligste Lächeln der Schauspielerinnen, so wie Blicke des Einverständnisses mit dem Kapellmeister, der auf seine Musiker Zornesblicke schleuderte, während er sich zu dem Autokraten umwandte, sie ins Zuckersüße verwandelte, die ihm zuzurufen schienen: Wir spielen für Sie, lieber Herr Fajon!

Alle diese, Fajon erwiesenen Zuvorkommenheiten konnten Raymond's Gereiztheit nicht beruhigen. Im Gegentheile, dieses brutale Individuum, welches sich über das Theaterpersonale, die Studenten und die Bürger von Toulouse eine Herrschaft anmaßte, verletzte Raymond durch sein insolentes Benehmen, denn Fajon, der zwei Fauteuils einnahm, lag auf denselben mit der Nonchalance eines Amerikaners auf einem

Dampfschiffe, laut sprechend, und abwechselnd singend und pfeifend hingestreckt.

Raymond ballte die Faust, eine Gelegenheit abwartend.

Nicht damit zufrieden, zwei Sitzplätze einzunehmen, streckte Fajon noch seine Beine derartig aus, daß selbe auch einen Theil des knappen Raumes seines Nachbarsitzes in Anspruch nahmen.

Mit einer barschen Bewegung stieß Raymond Fajon's Beine zurück, der höchst überrascht den Verwegenen mit seinen Blicken maß.

— An meiner Seite, sagte der Koloß zu den ihn begleitenden Studenten, befindet sich ein kleines Herrchen, das sich, wie es scheint, eine unangenehme Viertelstunde bereiten will.

Raymond, der diese Drohung mehr errathen als verstanden hatte, affectirte mit zusammengekniffenen Lippen und eisigen Blicken die größte Gleichgiltigkeit.

Ein zweites Mal stützte sich der Riese vertraulich auf die Schulter seines Nachbars. Mit einem heftigen Stoße warf Raymond Fajon wieder auf seinen Platz zurück.

Der Riese schien darüber zu erstaunen, aber als Raymond that als senke er seine Blicke zu Boden, schrie Fajon:

— Sie haben mich schon einige Male gestört, mein Kleiner. Erfahren Sie, daß man einen Mann wie mich, nicht auf derartige Weise rüttelt.

Raymond gab keine Antwort.

— Sie werden mich um Entschuldigung bitten!

— Um Entschuldigung! versetzte Raymond und sein Gesicht überzog eine furchtbare Blässe; Sie um Entschuldigung bitten?

— Ja wohl, mich; und zwar sogleich oder ich schmeiße Sie hinaus.

Raymond zuckte die Achseln.

Bis jetzt wurde der Streit mit gedämpfter Stimme geführt; derselbe nahm jedoch einen öffentlichen Charakter an, als die Studenten, welche Fajon umgaben, sich mit dem Geschrei darein mengten:

— Der Herr ist im Unrecht; er muß sich bei Fajon entschuldigen!

— Also, beeilen Sie sich mit Ihrer Entschuldigung, augenblicklich! schrie Fajon, welcher sich nun gegen seinen Gegner wandte und eine furchterweckende Stellung einnahm.

Das ganze Publicum hatte sich erhoben. Das Parterre wogte gleich einem aufgeregten Meere. Aus dieser Fluth erscholl ein einziger Schrei:

— Um Entschuldigung bitten!

Das Publicum der Logen, so wie der oberen Galerien boten Raymond das Schauspiel von zehntausend Mäulern, die alle riefen.

— Um Entschuldigung bitten!

— Um Entschuldigung bitten! heulten die Studenten, welche Fajon umgaben.

Raymond zitterte vor Wuth. Der ganze Saal verdammte ihn und erwartete, daß sich nun Fajon auf ihn stürzen würde, um ihn zu zerfleischen.

Die Menge ist erbarmungslos.

Fajon, der sich stark fühlte, ergriff seinen Gegner geringschätzend am Kinn. Der Riese begann jedoch bald darauf seiner Unklugheit wegen zu zittern.

Raymond hatte sich erhoben, und faßte den Koloß an der Gurgel.

— Weißt Du, daß ich Fajon bin? rief der Riese, um seinem Gegner Furcht einzujagen.

Raymond, ihn mit seiner eigenen Kravate würgend, flüsterte ihm ins Ohr.

— Du bist ein Elender!

Und ihn mit seinem Handschuh ohrfeigend, fügte er mit halblauter Stimme hinzu:

— Erinnere Dich an die Rue de la Dalbade!

Der Koloß, festgehalten von Raymond's Faust und gebannt von dessen Blicken, rollte bestürzt die Augen.

— Die Polizei! wo ist die Polizei? schrieen Fajon's Freunde, welche nun selbst die Macht anriefen, deren Thätigkeit sie so oft gehemmt hatten.

— Zur Thür hinaus! schrieen die Studenten, sich in der Person ihres Chefs geschlagen fühlend. Raymond ließ nun Fajon los und sich gegen das Parterre wendend sagte er:

— Da bin ich für diejenigen, die vom zur Thür Hinauswerfen gesprochen haben!

Indeß hatte der Director, um die Fortsetzung des Tumultes zu verhindern, dem Orchesterchef ein Zeichen gegeben, mit der Musik fortzufahren.

— Dieser kleine Schuft, wüthete Fajon mit carmoisinrothem Gesichte, hat wohl darauf gerechnet, daß ich es nicht wagen würde, meine Kraft zu gebrauchen. Ich könnte solcher zwanzig wie er ist verschlingen!

Das Geschrei und Geheul stieg vom Parterre bis zur letzten Gallerie.

— Man muß den Lärmmacher entfernen! schrie einer von jenen, welche bei Fajon General-Adjutantendienste zu versehen schienen.

Hierauf stürzte sich ein schwächlicher Student, von scharf geschnittener Physiognomie auf Raymond. Es gab einen allgemeinen Wirrwar, und erst zu Ende desselben erschienen Soldaten, Stadtwachen und Commissäre, ihrer Gewohnheit zu Folge in dem Augenblicke, wo der Streit bereits zu Ende ging.

Raymond konnte der Gruppe der Freunde Fajon's nicht länger widerstehen, die sich auf ihn warfen, ihn hinausschleiften und in einen Logeneingang drängten.

Zwei Männer hielten sich bei der Gurgel gefaßt, fielen, standen wieder auf und ließen sich nicht los: Raymond und der Student, welcher Fajon's Vertheidigung übernommen hatte.

Dem Polizei-Commissär gelang es endlich, die Gruppe, welche sich um die Beiden gesammelt hatte, zu zertheilen und sich zwischen die Streitenden zu werfen.

— Ich werde Sie zu treffen wissen, mein Herr! rief Raymond seinem Gegner zu.

— Das wird nicht schwer sein; die ganze Stadt kennt René d'Espipat. Hier ist meine Karte.

— Auf morgen also, mein Herr! rief Raymond, der sich endlich entfernen konnte.

VIII.

Kommenden Tages in früher Morgenstunde klopfte Raymond an die Thüre des Journalisten Loubens, mit welchem er bei Gelegenheit, als er die juristischen An-

zeigen seiner Kanzlei in die Druckerei zu bringen pflegte, eine oberflächliche Bekanntschaft angeknüpft hatte.

— Mein Herr, sagte Raymond, mir ist gestern im Theater etwas Unangenehmes zugestoßen.

— Ah! waren Sie das? Ich mache Ihnen mein Compliment! Ich habe die Scene vom Balkon aus mit angesehen. Sie haben diesem Fajon eine tüchtige Lection ertheilt, und ich für meinen Theil war ganz damit einverstanden.

— Ich kenne Niemand in der Stadt und wage es kaum Sie zu ersuchen . . . .

— Ihr Zeuge in dieser Angelegenheit zu sein... Verstehen Sie sich auf Säbel zu schlagen?

— Ich verstehe nur wenig von der Fechtkunst.

— Ah! . . . Fajon schlägt sich nur auf Säbel.

— Ich habe diese Affaire nicht mit Fajon.

— Mit wem also schlagen Sie sich denn?

Raymond zeigte die Karte seines Gegners.

— Die Sache ist viel ernsthafter als ich vermuthete! rief Loubens. D'Espipat gilt für die beste Klinge in Toulouse.

— Was thut's, sagte Raymond, ich werde stark sein durch mein Recht.

— Ein schöner Bundesgenosse das in einem Duell . . . Uebrigens scheinen Sie mir voll Zuversicht. Sie haben keine Freunde in Toulouse?

— Ich lebe erst seit drei Monaten hier.

— Man soll nicht sagen, rief Loubens, Raymond die Hand reichend, daß die Feder vor dem Schwerte davongelaufen sei; ich werde Ihr Secundant sein. Kennen Sie Lagardelle?

— Nein, antwortete Raymond.

— Es ist einer meiner Freunde, ein Maler. Ich werde Sorge tragen, ihn Morgen mitzubringen. Wenn Sie etwa noch Geschäfte in Ordnung zu bringen haben, so wäre es Zeit daran zu denken. Ich werde Mittag d'Espipat meine Aufwartung machen, um mich mit seinen Zeugen zu verständigen. Morgen früh präcis sechs Uhr wollen Sie mich gefälligst abholen.

Raymond ergriff Loubens' Hand und dankte ihm für den Beistand, den er ihm so bereitwillig zugesagt hatte.

— Sie werden mir später danken, sagte der Journalist, seien Sie darüber ruhig . . . . d'Espipat ist ein tapferer Mann und auch Sie haben Muth. Die Affaire wird gut von Statten gehen.

Loubens glaubte anfänglich nicht, daß es zum Schlagen kommen würde; allein Raymond's Gegner riß ihn bald aus seiner Täuschung.

Fajon hatte sich Angesichts des Publicums feige benommen, nichts desto weniger schwur er Abends im Café, daß er eine „solche Fliege" nur verschonen wollte; aber die Studenten täuschten sich nicht in Bezug auf diese angebliche Großmuth. Die Feigheit des Riesen verschlimmerte die ganze Angelegenheit, und trotz Loubens' versöhnlichem Charakter bestand René d'Espipat darauf, die Ehre der Studentenschaft zu rächen.

Zur bestimmten für das Rendezvous festgesetzten Stunde trat Raymond bei Loubens ein und übergab ihm ein gesiegeltes Packet.

— Versprechen Sie mir, sagte er, diese Papiere nur im Falle meines Todes an ihre Adresse gelangen zu lassen.

— Pfui! wer wird in diesem Augenblicke vom Tode sprechen. Haben Sie Ihre stolze Entschlossenheit von gestern bereits verloren?

— Sehen Sie mir in's Auge, und sagen Sie, ob Sie darin einen Schatten von Furcht lesen können.

— Schön! sagte Loubens; nun wollen wir zu Lagardelle gehen.

Der Maler Lagardelle war ein lustiger Geselle, der Zeitlebens nicht wußte was Melancholie sei. Bis zum Brüder-Walde, wohin die Drei sich zu Fuße begaben, war von dem Duelle keine Rede.

In der Gegend von Montaudran befindet sich ein kleiner Wald, an dessen Saume René d'Espipat und seine Secundanten sie erwarteten.

Die vier Zeugen hielten eine letzte Berathung, Loubens hoffte noch immer, daß seine Gegenwart auf dem Kampfplatze eine Versöhnung herbeiführen würde; aber das ganze Corps der Studenten glaubte seine Ehre dabei engagirt, und d'Espipat war nicht der Mann zurückzuweichen.

Lagardelle hatte einen sehr schattigen Fußpfad aufgefunden, in welchem Keiner der beiden Kämpfenden den Sonnenstrahlen ausgesetzt war; Loubens übergab die Degen den Gegnern.

— Meine Herren, sagte er, Sie sind tapfere Leute, eine Verwundung, so leicht sie auch sein möge, dürfte hinreichen, die beiderseitigen am gestrigen Abende erlittenen Beleidigungen auszulöschen. Ich reiche Ihnen Beiden meine Hand, mit der Beruhigung, daß Sie genug Herrschaft über sich selbst besitzen werden, sich nicht mehr als nothwendig hinreißen zu lassen.

Die Degen und Blicke beider Gegner kreuzten sich nun; René d'Espipat, stellte sich kalt und verächtlich

auf die Mensur; Raymond hingegen wartete ohne Furcht und ohne Ungeduld, es bedauernd, daß die Spitze seines Degens nicht gegen Denjenigen gerichtet war, der Pauline beschimpft hatte.

Schon beim ersten Gange begriff René d'Espipat, daß sein Gegner sich blos vertheidigen wolle, und da Raymond vortrefflichen Unterricht in der Fechtkunst erhalten hatte, war es schwer, ihn aus seinen Verschanzungen herauszutreiben.

Diese Art zu fechten ist geeignet, ungestüme Degen am meisten zu reizen. Selbst d'Espipat, der doch anscheinend kalter Natur war, ließ sich durch diese Art des Widerstandes, den man ihm entgegensetzte, hinreißen. Mehrmal fingirte er Blößen, in der Hoffnung, dadurch seinen Gegner in die Schlinge zu locken, aber Raymond fuhr fort, sich in der Defensive zu halten.

Dieses Hin- und Herfuchteln dauerte beinahe fünf Minuten, eine Ewigkeit für die Zeugen eines Duelles.

— Meine Herren, ruhen Sie aus, sagte Loubens, seinen Stock zwischen die beiden jungen Leute vorstreckend.

— Lassen Sie doch, sagte d'Espipat, den Stock hastig mit seinem Degen zurückstoßend.

Diese Worte machten Loubens besorgt. Er gewahrte auf den Gesichtszügen d'Espipat's den Ausdruck der höchsten Wuth und bei dem hartnäckigen Widerstande, den ihm Raymond entgegensetzte, war zu besorgen, daß sein hitziger Gegner sich selbst an den Degen, den er auch nicht um eines Haares Breite bei Seite schieben konnte und der eher einem Schilde, als einer Angriffswaffe glich, aufspießen könne.

— Geben Sie mir doch meine Stöße zurück, mein Herr, schrie René gereizt, und einen Schritt

vorschreitend, zwang er seinen Gegner, um eben so viel zurückzuweichen.

Raymond, obwohl er eine Hauptrolle in diesem Drama spielte, schien dennoch demselben blos als Zeuge beizuwohnen, so wenig hatte ihn seine Ruhe verlassen.

René d'Espipat handhabte sein Rapier mit nervöser Behendigkeit. Durch einen Stoß, den Raymond nicht voraussehen konnte, wurde ihm der Degen aus der Hand geschlagen.

— Es sind nun zehn Minuten, daß Sie mit einander kämpfen, meine Herren, sagte Loubens, der Ehre ist Genüge geleistet.

Die Zeugen des Studenten schienen diesem Vorschlage beizustimmen.

— Wir wollen fortsetzen, sagte Raymond.

— Einverstanden, sagte René.

Dieses Mal änderten die Kämpfer ihr Spiel. D'Espipat's Hitze schien nun in den Arm Raymond's übergegangen zu sein und trieb jetzt seinen Gegner zur Defensive.

Die aus seinen Händen geschleuderte Waffe stachelte Raymond's Ehrgeiz an. Eine gefährliche Veränderung, durch welche die Ruhe dem Ungestüme wich, die Mäßigung dem leidenschaftlichen Angriffe.

Die Stahlklingen bogen sich wie Ruthen; die Blicke der beiden Widersacher sprühten Funken.

Loubens beobachtete den Kampf voll Angst und Furcht, daß irgend eine unvorhergesehene Bewegung das Leben eines oder des andern der Kämpfenden in Gefahr bringen könnte.

Plötzlich entfuhr ein Schrei dem Munde der Zeugen.

Schneller als der Blitz war d'Espipat's Degen tief in Raymond's Brust gedrungen, der sogleich zusammenstürzte.

— Unglücklicher! rief d'Espipat, eben so bleich als der Verwundete.

Sich mit einem Knie auf die Erde niederlassend und sich über die Brust des Verwundeten hinneigend, ergriff Loubens die Hand Raymond's.

— Ich habe Furcht, rief er mit kläglicher Stimme.

Die bestürzten Theilnehmer dieses Drama's wagten sich kaum anzusehen.

— Ich laufe in's Dorf, rief Lagardelle, um einen Arzt zu holen.

Während der halben Stunde, die nun folgte, herrschte ein düsteres Schweigen, das blos durch einzelne Ausrufe unterbrochen wurde.

Raymond kehrte nicht zum Bewußtsein zurück. Nichts war den Zeugen peinlicher, als diese bleichen Lippen und dieses blutbefleckte Hemd.

Um diesem niederdrückenden Schauspiele zu entfliehen, entfernte sich d'Espipat, um bald darauf mit seinem mit Wasser gefüllten Hute wieder zurückzukehren. Mit brüderlicher Sorgfalt suchte er selbst ein Blut zu stillen, das ihn anklagte.

Die Augen Raymond's waren geschlossen, sein Herz pochte kaum hörbar und der Arzt kam noch immer nicht! Endlich erschien Lagardelle, von Bauern gefolgt, die eine Tragbahre brachten.

— Es ist kein Arzt im Dorfe, sagte er.

— Kehren wir nach Toulouse zurück, sagte Loubens.

Der traurige Zug machte sich auf den Weg, d'Espipat hielt Raymond's Kopf aufrecht, den er nicht

ansehen konnte, ohne daß ihm die Thränen in's Auge kamen.

Die vier Zeugen machten sich ebenfalls Gewissensbisse; sie sagten sich, daß ohne sie das Duell nicht hätte stattfinden können und verdammten sich in ihrem Innern.

Langsamen Schrittes langte die Gruppe am Thore an.

— Sie können nicht bei uns bleiben, sagte Loubens zu d'Espipat. Wer weiß, ob wir nicht seiner Mutter einen todten Sohn bringen? Die Menge würde Sie anklagen ....

D'Espipat ergriff Loubens Hand.

— Meine Freunde und ich wollen zu verschiedenen Aerzten eilen, um rasch einen nach der Dalbade zu schicken.

Das, was Loubens vorausgesehen, traf ein.

Den Leuten der Vorstadt, welche diesem Zuge begegneten, fielen die besorgten Mienen des Journalisten und des Malers auf; nicht daß das Volk an ein Duell gedacht hätte, unter den Studenten waren Duelle eine Seltenheit; aber dieses leichenblasse Gesicht, das durch die Vorhänge der Tragbahre sichtbar wurde, flößte Mitleid ein.

Mit jedem Schritte vergrößerte sich der Haufe mitleidiger Weiber und Kinder, die begierig waren, über dieses Ereigniß nähere Details zu erfahren.

IX.

Diese traurige Katastrophe blieb Paulinen nicht lange unbekannt und verursachte ihr den tiefsten Schmerz. Man hatte Raymond sterbend nach Hause gebracht und glaubte allgemein, daß derselbe höchstens noch zwei Tage zu leben habe.

Pauline stieg mehr als einmal in ihr Zimmer hinauf. Sie schluchzte, als sie die Jalousien des Fensters, welches ehemals so heiter mit Blumenbouquets geschmückt war, geschlossen sah. Jetzt sah alles düster aus wie ein Grab.

Es schien dem jungen Mädchen, als glitzerte durch die Jalousien das trübe Licht großer Kerzen, die ein Bett umgaben, in welchem Raymond's Leben durch die Oeffnung einer klaffenden Wunde entströmte.

Hätte sie es gewagt, würde Pauline Trauerkleider angelegt haben. So weit geht die Einbildungskraft bei jungen Mädchen.

Es war zwischen den jungen Leuten kein Wort gewechselt worden. Beinahe zufällig hatten sie sich an Blumenbouquets, die sie Einer im Angesicht des Andern aufgestellt, ergötzt. Paulinen's Treue war nun verpfändet; kein anderer Mann konnte mehr einen Platz in dem Herzen finden, über welches sie im Geiste schon verfügt hatte.

Dieses Mal verständigte sich das junge Mädchen mit Mamette, die über das Ereigniß nicht genug erzählen konnte, da sie die Ankunft des traurigen Zuges gesehen hatte, und die Rührung der alten Dienerin bei

der Erzählung dieser Details erlaubte Paulinen, ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

Alle Bewohner der Straße säumten nicht, sich bei Madame Falconnet einschreiben zu lassen. Pauline trieb ihren Vater ebenfalls dazu an. Er war ein zu naher Nachbar, um in diesem Falle nicht mit seiner gewohnten Zurückhaltung zu brechen; aber eine alte Wirthschafterin konnte nur betrübende Auskünfte über Raymond's Befinden geben.

Die Aerzte verzweifelten an dem Zustande des Kranken. Ein Consilium hatte stattgefunden und der berühmte Doctor Gardouche schüttelte bei jeder Visite das Haupt.

Derartig waren die Berichte über den Zustand des Kranken.

Ein Zwischenfall gestattete Pauline, dessenungeachtet unmittelbare Nachrichten von Raymond zu erhalten.

Schon am ersten Tage wurde der Abbé Desinnocends von der Mutter des Kranken herbeigerufen. Es war kein Augenblick zu verlieren. Die Religion erschien im Gefolge der Wissenschaft am Bette des Sterbenden.

Während der Dauer von acht Tagen verließ der Abbé Madame Falconnet blos, um seinen religiösen Geschäften nachzugehen. Die Wittwe hatte eine derartige Erschütterung erlitten, daß man für ihren Verstand fürchtete.

Obgleich Herr Desinnocends Raymond nicht persönlich kannte, fühlte er dennoch ein inniges Mitleid für diese vom Unglücke heimgesuchte Familie.

Als Priester war es sein Amt, denjenigen seinen Beistand zu leihen, die dessen bedurften.

Die Religion war es erst in zweiter Linie, die den Priester bestimmte, der Krankenwärter eines jungen Mannes zu werden, dessen Lebenshauch mit jedem Athemzuge zu entschwinden drohte.

Raymond hatte eine tiefgehende Verletzung in den zum Leben wesentlich nothwendigen Organen erhalten und der Doktor Gardouche erstaunte darüber, daß ein Mensch nach einem solchen Degenstosse noch mit dem Leben davon kam.

— Ich habe, sprach er, genug im Duell Verwundete behandelt (Gardouche hatte seine ärztliche Praxis in einem Regimente begonnen), aber eine durchlöcherte Lunge habe ich noch nie geheilt.

Bei jeder Auscultation machte sich ein innerliches Pfeifen bemerkbar, auf welches der Arzt den Priester aufmerksam machte. Raymond fehlte es an Luft und er antwortete nur durch dumpfes Röcheln.

Die durch dieses Duell in der Stadt entstandene Aufregung war eine große. Die Journale der Provinz brachten die kleinsten Details und veröffentlichten jeden Tag Bulletins über den Zustand des Kranken; aber die öffentliche Meinung forschte nach den unbekannten Ursachen desselben, indem sie den Streit im Theater-Parterre als keinen genügenden Grund betrachtete, das Leben eines Menschen in Gefahr zu bringen, und obwohl René d'Espipat dagegen protestirte, wurde er dennoch für einen Nebenbuhler Raymond's gehalten. Man vermuthete nämlich, daß es sich um eine Liebschaft handelte.

Was Fajon, welcher Aufklärungen über das Duell hätte geben können, betrifft, so zeigte er sich gar nicht, da er sich seiner Feigheit bewußt war.

Die Worte, welche ihm Raymond während ihres Streites im Theater, die Procession in der Dalbade betreffend, zugeflüstert hatte, waren wie Flintenkugeln in sein Ohr gedrungen. Er war von einem jungen Manne durchschaut und gleichzeitig gezüchtigt worden. Zum ersten Male seit den zehn Jahren, während welcher er das Reich der Studenten beherrschte, hatte Fajon es versäumt, sich zur „Absinthe-Stunde" in's Theater-Café zu begeben.

Anfänglich beunruhigte man sich darüber gar nicht, denn das ganze Corps der Studenten war über die gerichtlichen Schritte, die gegen d'Espipat und die vier Zeugen des Duells eingeleitet wurden, in Aufregung versetzt, aber die Ansicht über den traurigen Ausgang des Duells wurde im Publicum durch die Theilnahme wesentlich modificirt, welche die Jugend für Raymond bewies.

Mit Unterschriften bedeckte Adressen wurden von d'Espipat selbst in das Haus der Madame Falconnet gebracht, um zu beweisen, wie das Corps selbst die Angriffe mißbilligte, denen Raymond im Theater zum Opfer gefallen war.

Der Abbé Desinnocends träufelte, ohne daß er es ahnte, durch Berichterstattung über die geringsten Details dieser traurigen Angelegenheit Balsam in Paulinen's Wunde.

Zum ersten Male las Pauline Journale.

Daß die Berichte über Raymond's Zustand, über sein Thun und Lassen vor und nach der Affaire jeden Tag in den Zeitungen abgedruckt wurden, das verlieh dem Verwundeten einen ganz besonderen heroischen Charakter.

Die Krankheit erhöhte überdies Raymond über alle andern Menschen, da dessen jeden Tag vorausgesagter Tod eine öffentliche Trauer vorhersehen ließ.

Pauline könnte dem Leichenzuge in Trauerkleidern folgen, die sie niemals wieder ablegen würde, da sie beschlossen hatte, in's Kloster zu gehen.

Sie ließ sich von dem Abbé Desinnocends die Lage des Kranken, und den Raum, welchen sein Bett im Zimmer einnahm, schildern. Als hätte sie eine Zeichnungsvorlage gehabt, zeichnete Pauline nach den Angaben, welche ihr der Priester machte, einen Entwurf, so zwar, daß der Abbé Desinnocends, von dem sie Anleitungen verlangte, um die Scene noch natürlicher zu gestalten, über ihr Errathungsvermögen erstaunt war. Die Schilderungen des Priesters hatten sich in eine so genaue Zeichnung verwandelt, daß eine mechanische Reproduction das Innere des Zimmers nicht hätte der Wirklichkeit getreuer wiedergeben können.

Aber als die Zeichnung beendet war, zeigte Pauline dieselbe ihrem Beichtvater nicht mehr.

Raymond's Züge waren in derselben täuschend ähnlich. Dem abgemagerten Gesichte des Kranken hatte sie die Erinnerung an einen gemeißelten Christuskopf hinzugefügt, welchen Pauline auf der Randverzierung eines Altars der Dalbade, während des Gottesdienstes, stets vor Augen hatte und welcher ihr als ein Symbol der gegenwärtigen Lage Raymond's erschien. Es war nämlich in dieser Randverzierung der Augenblick dargestellt, in welchem Nicodemus und Joseph Arimathea Rauchwerk bringen, um damit den Leichnam Christi zu beräuchern, während die heilige Jungfrau am Fuße des Grabes kniend betet.

Wie litt doch die arme Pauline, minder glücklich als die heilige Jungfrau, daß sie dem sterbenden jungen Manne keinen Beistand leisten konnte!

Eines Morgens trat der Abbé Desinnocends in das steinerne Haus.

— Ein Hoffnungsstrahl! rief er.

Pauline erbleichte und stützte sich auf ein Möbel. Der Katastrophe hatte sie mit Muth entgegengesehen; ein Hoffnungsschimmer machte, daß ihre Kräfte sie verließen. Sie hätte den Priester umarmen mögen, der ihren heißesten Wünschen entsprechend, ihr diese gute Nachricht brachte.

Der Abbé Desinnocends hatte die Nacht bei dem Kranken zugebracht, der zum ersten Male aus seiner Bewußtlosigkeit erwachend, einige Töne hervorgebracht hatte; die ersten, seitdem er unter dem Degen seines Gegners zusammengesunken war.

Bei Tagesanbruch kam Dr. Gardouche zum Kranken.

— Ich wage noch nicht die Genesung zu versprechen, sagte er zu Madame Falconnet, aber dies sind jedenfalls glückliche Symptome.

Dessenungeachtet empfahl er absolutes Stillschweigen im Krankenzimmer und gestattete kaum Raymond's Mutter, dasselbe zu betreten.

Wie es in ähnlichen Fällen vorzukommen pflegt, hatte diese Neuigkeit sich mit Blitzesschnelle in Toulouse verbreitet und das Resultat dieser Consultation erschien dem Publicum eben so glückverheißend, als dasjenige der ersten ihm verzweifelt vorgekommen war.

Jedermann war glücklich darüber, daß Raymond einer so bedeutenden Gefahr entgangen sei und Loubens verkündigte diese unerwartete Genesung seinen Lesern in liebevollen Ausdrücken, deren Wärme von seiner

Einmischung in dieses Drama herrührte, indem der Journalist sich als Mitschuldiger am Tode eines Menschen betrachtet hatte.

Pauline verschlang diesen Artikel.

Sie ließ selben zuerst von ihrem Vater mit lauter Stimme lesen, las ihn dann selbst der alten Mamette vor und schloß sich endlich mit dem Journale, das für sie magische Schriftzüge enthielt, in ihr Zimmer ein.

Es waren dies für sie Reliquien und keine Zeitungsblätter, denn Pauline hatte den Plan, dieselben in ein Heft binden zu lassen, von welchem jede Seite ein Bulletin enthalten sollte, wie selbe in dem Journal seit der ersten Anzeige des Duells veröffentlicht worden waren.

Die Liebe ist nicht ohne Verwandtschaft mit der Frömmigkeit.

In der Rue-du-Taur gibt es eine Handlung für Gebet- und Andachtsbücher, in welcher geistliche Bilder mit verzierten, ausgeschnittenen und durchbrochenen Rändern verkauft werden. Andacht erweckende Kupferstiche, welche von den Frommen als Buchzeichen für Gebetbücher verwendet werden.

Pauline kaufte eine Anzahl solcher Bilder, ersetzte die Porträts der Heiligen durch Journalartikel und colorirte die verzierten Ränder, welche denselben als Rahmen dienten, je nach den günstigen oder ungünstigen täglichen Bulletins.

Aus der Verlassenschaft ihrer Mutter hatte sie einen Beutel aufbewahrt, ein Täschchen aus Seide mit Silberfäden gestickt, welches sie als das kostbarste Andenken betrachtete. In diesem Beutel bewahrte sie diese Bulletins, welche sie unaufhörlich las und überlas.

Mittlerweile lauerte sie an ihrem Fenster auf das Heraustreten des Abbé Desinnocends, der es sich nicht träumen ließ, daß, wenn er den Kranken verlassen, ihn ein verwundetes Herz erwarte, welches in seinen Augen den Reflex der Blicke des jungen Mannes, den er soeben verlassen, suchte.

Pauline hegte sogar den Wunsch, selbst in eine Krankheit zu verfallen, nur um von Dr. Gardouche behandelt zu werden, der sie dann mit derselben Hand berühren würde, welche auch Raymond berührt hatte. Ihre ermüdete Einbildungskraft schwankte zwischen dem idealsten Glücke und dem tiefsten Schmerze. Raymond konnte einen Rückfall erleiden! Es war dies ein steter Wechsel von fröhlichem Glockenspiel und Trauergeläute, von frohem Fest und dumpfer Trauer.

Das ganze Benehmen Paulinen's stand unter dem Eindrucke dieser Phantasien, zum größten Erstaunen des Herrn Negogousse. Wenn schon eine Mutter nicht immer in dem Herzen ihrer Tochter zu lesen vermag, welch' ein Räthsel bietet dieses nicht erst einem Vater dar!

Negogousse schrieb diese Wandelbarkeit des Charakters der Caprice zu, eines der sonderbarsten Worte der französischen Sprache.

Paulinens Caprice verwandelte sich in eine ganz ungewöhnliche kindliche Zärtlichkeit, als Negogousse die Nachricht brachte, daß der junge Mann gerettet sei.

Pauline sprang ihrem Vater um den Hals, ohne zu fürchten, ihn in Erstaunen zu setzen. Die ganze Stadt bewies eine solche Theilnahme an Raymond's Schicksal, daß Negogousse den Aufschrei seiner Tochter, als sie die Nachricht von dessen Genesung vernahm, natürlich fand.

Von diesem Augenblicke an kehrte das durch düstere Bilder verjagte Glück wieder in dem steinernen Hause ein.

X.

Seit der Krankheit ihres Sohnes hatte Madame Falconnet beinahe aufgehört zu leben.

Eines Tages hatte sie sich gerade ganz vernichtet in ein Fauteuil geworfen, als Dr. Gardouche bei ihr eintraf und ihr zurief:

— Ich hoffe Ihren Sohn zu retten.

Ein Lächeln belebte die Augen der Wittwe.

— Ist dies auch möglich? rief sie aus.

— So gewiß, als Clemence Isaure nie existirt hat, wagte der Doctor zu sagen.

In Toulouse wird eine derartige Behauptung für eine Gotteslästerung gehalten.

Indeß ging Gardouche ganz fröhlich davon. Noch einmal hatte er mitten im Quartiere Dalabade, nur wenige Schritte von der Kirche entfernt, wo dieser Götze angebetet wird, seine freisinnige Ansicht bezüglich der Schutzheiligen der Academie der Jeux-Fleureaux zu manifestiren Gelegenheit gehabt.

Auf diese Weise war es dem Doctor, Dank seiner medicinischen Wissenschaft, gestattet, durch seine dreisten Behauptungen den Ruf Derjenigen zu zerstören, die man in den feierlichen Sitzungen des Capitels gleich der heiligen Jungfrau anrief.

Dieses sind sarkastische Genüsse, an denen sich gewisse Naturen laben, die es Jedermann bereuen lassen, sie einmal beleidigt zu haben.

Bei zwei verschiedenen Gelegenheiten hatte sich, vor zehn Jahren der schon damals wegen seiner physiologischen Forschungen berühmte Gardouche als Candidat um ein vacant gewordenes Fauteuil beworben. Seine freisinnigen Ansichten jedoch waren die Ursache gewesen, daß seine Candidatur fruchtlos blieb, und von dieser Zeit an hatte sich die Akademie in ihm einen furchtbaren Gegner geschaffen. Es ist wohl war, daß später mehrere Akademie-Mitglieder dem Doctor gewisse Aufmunterungen zukommen ließen, aber es war schon zu spät.

Gardouche wäre glücklich gewesen, sich in der Blüthe seines Alters den Arbeitern der Akademie beigesellen zu können. Mit fünfzig Jahren jedoch, in seine Fachstudien vertieft, und die Kürze seiner ihm noch beschiedenen Lebenszeit bedenkend, glaubte er nicht, daß seine Kenntnisse noch in einer von antiquirten Doctrinen angefaulten Gesellschaft nützlich verwerthet werden könnten. Er zog sich in seine Bibliothek zurück, wurde ein leidenschaftlicher Bibliophile und blieb immer noch der berühmte Gardouche, den man im ganzen Departement zu Consultationen berief; aber trotzdem sein ärztlicher Ruf sich immer fester begründete und auch sein anwachsendes Vermögen seinem arbeitsvollen Leben entsprach, verblieb in dem Geiste des Doctors der Sauerteig des Grolls immer noch in beständiger Gährung.

Die tausend satyrischen Pfeile, mit denen er diesen Verein und die Männer, die an der Spitze der Jeux-Fleureaux standen, unaufhörlich angriff, erzeugten im

Geiste des Arztes selbst die Idee, daß Clemence Isaure blos eine Fiction sei.

Zwei Zeilen eines jener Pamphletisten, unter deren Herrschaft die holländische Presse im Verlaufe des siebenzehnten Jahrhunderts stöhnte, waren die Sandkörner, mit deren Hilfe er ein Gebirge aufrichten wollte, welches Clemence Isaure in nicht gar langer Zeit erdrücken sollte.

Von diesem Tage an hatte das Leben des Doctors eine zweifache Bestimmung: die eine, seinen Kranken die Gesundheit wiederzugeben, die andere den Ruf der Schutzheiligen der Jeux-Fleureaux zu zerstören. In seinen legitimen Bestrebungen gehemmt, sammelte Gardouche von Nah und Fern Alles, was auf Diejenige Bezug haben konnte, welche er die „Abenteurerin" nannte.

Diese Abenteurerin wurde ihm ein Feind, ein eben so gefährlicher Feind, als die in einem Flusse befindlichen Schlingpflanzen, welche die Beine des Schwimmers umstricken und seine Bewegungen lähmen. Clemence Isaure bemächtigte sich der Gedanken des Doctors, der mit der Erinnerung an sie jeden Morgen aufwachte. Dies war eine Monomanie, die Gardouche nie verließ, eine Art von Teufel, welchen er durch die unaufhörlich wiederholten Worte: „So wahr als Clemence Isaure niemals existirt hat," auszutreiben versuchte.

Büsten, Kupferstiche, Gemälde, Druckschriften, Anzeigen und Broschüren, welche auf die Feindin Bezug hatten, sammelte der Doctor mit dem Eifer eines Enthusiasten, und schuf in seinem Cabinete ein Museum von Clemence Isaure betreffenden Gegenständen, unaufhörlich Material ansammelnd, welches deren Nichtexistenz beweisen sollte. Selbst in seinen Consultationen pflegte diese Monomanie durchzuschimmern, und ein Apotheker bewahrte eine ärztliche Anordnung von Gar-

douche, welche dieser in der Zerstreuung mit Clemence Isaure unterzeichnet hatte. Glücklicherweise gab es Zeiten, in welchen er sich von dieser Eingenommenheit des Geistes befreite, die ihn zum Wahnsinn hätte führen können, wenn die rastlose Ausübung seines Berufes ihn von seiner fixen Idee nicht abgezogen hätte.

Eines Morgens, als Gardouche bei Raymond, um sich von dessen Zustand zu überzeugen, eintrat, sagte er:

— Alles geht gut, das Auge heiter, der Puls ruhiger .... noch weitere vierzehn Tage und ich kann für Ihre Reconvalescenz einstehen .... Sie dürfen weder lesen noch sprechen, aber ich will Sie an einer Entdeckung theilnehmen lassen, die von größtem Interesse ist.

Und nachdem er einen Kupferstich aufgerollt hatte:

— Sehen Sie, rief er, diese famose Clemence Isaure, von deren Schönheit und Anmuth unsere Ultramontanen so viel prahlen. Ist sie nicht abstoßend genug? Sicherlich wäre ich angeklagt worden, eine solche Puppe selbst haben zeichnen zu lassen, wenn der Künstler nicht seinen Namen unterfertigt haben würde. Betrachten Sie dieselbe und sprechen Sie nicht ... Hier haben Sie einen andern Stich, der der absolute Gegensatz des frühern ist .... Der erste Stich hat sie uns braun gezeigt; in diesem hier ist sie blond. Das sind zwei Personen von ganz entgegengesetztem Temperamente. Was sagen Sie dazu, mein lieber Raymond? Sprechen Sie aber nicht ....

Raymond mußte trotz seiner Schmerzen lächeln.

— Und da haben Sie nun, fuhr Gardouche fort, wie man Geschichte macht .... Ich habe von dieser angeblichen Heldin zweihundert vier und sechzig Porträts

gesammelt; von allen diesen gleicht nicht eines dem andern .... Das Ganze ist eine Fiction einer barbarischen Epoche .... Man kann behaupten, ohne Furcht dementirt zu werden, selbst von dem berühmten Herrn v. Pompertuziat nicht, daß Clemence Isaure niemals existirt hat ... Ah! ich werde diesem Pompertuziat noch einen Streich spielen.

Der feierliche Ton, mit dem der Doctor den Namen des Präsidenten der Jeux-Fleureaux aussprach, mußte nothwendigerweise auffallen.

— Wenn es Ihnen besser gehen wird, lieber Freund, werde ich Sie zur Hälfte in mein Vertrauen einweihen.

Raymond begann wieder seinen Arm gebrauchen zu können, das Sprechen war ihm jedoch noch immer verboten. Um seinen Kranken zu „ergötzen", brachte ihm der Doctor ein enormes Schriftenbündel, welches Clemence Isaure zum Gegenstand hatte.

— Eine sonderbare Ergötzlichkeit, dachte sich Raymond. Dasselbe bestand aus einem Pack von Schriften, Documenten, Anzeigen von Werken u. s. w., welche die Schutzheilige der Jeux-Fleureaux betrafen; in diesem Bündel befanden sich auch aufgehäufte Bleistift-Notizen, welche der Doctor auf offener Straße und auf der Reise gegen seine „Feindin" wiedergekäut hatte. Aehnliche Versuche befanden sich auch auf Briefcouverts, auf Spielkarten, auf Kerzenemballagen u. s. w. vor, je nach dem Orte, an dem sich Gardouche gerade befunden hatte.

— Ah! Herr von Pompertuziat, sprach Gardouche feierlich, bis ich nur erst Zeit haben werde, diese Papiere in Ordnung zu bringen! ... Denken Sie, lieber Raymond, ein wenig über den Titel nach, den ich gewählt habe:

„Beweis, daß Clemence Isaure nie existirt hat.“

Diese Worte waren mit großen Schriftzügen auf ein Blatt des Papierbündels geschrieben. Gardouche heftete dieses Blatt an die Wand.

Und er tanzte trotz seiner sechzig Jahre um das angeheftete Blatt.

— Was wird Herr v. Pompertuziat darauf antworten? Denn um die Ehre der Genossenschaft zu retten, wird Herrn v. Pompertuziat die Aufgabe zufallen, mich zu widerlegen. Er wird sich auf alle Viere stellen, um eine elende Broschüre als Antwort auf meinen Quartband drucken zu lassen. Armer Pompertuziat! .... Lieber Raymond, beobachten Sie das größte Stillschweigen über diese Angelegenheit. Ich zittere bei dem Gedanken, daß man davon Wind bekommen könnte. Geben Sie auf diese kostbaren Papiere wohl Acht; Sie sind mir dafür verantwortlich.

Hierauf entfernte sich Gardouche, ironisch trällernd: Pompertuziat! Pompertuziat!

XI.

Nachdem die Neuigkeit von Raymond's Reconvalescenz sich in der Stadt verbreitet hatte, konnte das Haus der Madame Falconnet die Zahl der Besucher kaum fassen.

Eine der Visiten, die den Kranken am angenehmsten berührte, war jene des Saturnin v. Poucharramet, die er kurz nach der Entfernung des Doctors erhielt.

Trotz der Antipathie, welche die Schreiber in der Kanzlei des Herrn Trebons ihm gegen den neuen Ankömmling einzuflößen versuchten, hatte Raymond dennoch nicht vergessen, daß er einen Theil seiner Jugendzeit mit Saturnin auf derselben Bank des Collegiums zugebracht hatte.

Raymond betrachtete seinen alten Kameraden noch immer mit den Augen eines fünfzehnjährigen Jünglings und diese Augen bemühten sich, das schroffe Wesen des jungen Schreibers, seine gestörten Blicke, seine an die Sacristei erinnernde Kleidung, deren er sich noch immer nicht entledigt hatte, zu übersehen.

Seit dem Duelle, in welchem sein Jugendfreund eine so gefährliche Verletzung davon getragen hatte, war dieser Besuch der erste, den er ihm abgestattet, und selbst jetzt geschah es nur auf Aufforderung des Herrn Trebons, daß er zu Raymond kam, um Nachrichten von ihm zu erhalten.

Es gibt glückliche Naturen, die dem äußern Scheine trauen, und die Heuchelei, von der so viele gemeine Naturen erfüllt sind, nicht herausfinden. Raymond hatte bis jetzt von der Gesellschaft noch keine Unbill erfahren. Er war edel und Jedermann schien auch ihm edel. Jedes Gefühl der Feindseligkeit und des Neides war ihm fremd; er konnte daher gar nicht annehmen, daß es auch feindselige und neidische Menschen geben könne. Seine Seele war gegen die Gemeinheit Anderer verschlossen.

Der Besuch Saturnin's beglückte ihn daher, obwohl ein aufmerksamer Beobachter in den Zügen des frühern Seminaristen Gemeinheit, Neid und Heuchelei hätte lesen können.

Im Verlaufe einer Stunde, die er zu den angenehmsten während der Dauer seiner Reconvalescenz

zählte, ging er alle Erinnerungen seiner Kindheit Schritt für Schritt durch.

Gardouche hatte dem Kranken das Sprechen verboten. Raymond jedoch genügte in Gegenwart eines Freundes, der ihn so lebhaft an die Vergangenheit mahnte und dessen Inneres seinen Blicken unergründlich war, das bloße Sehen durchaus nicht. Es ist so süß, die Erinnerungen seiner Jugend an sich vorüber ziehen zu lassen. Die drei Monate, welche Raymond im Bette zugebracht hatte, ließen ihm während dieser Stunde das Bild des grünen Laubwerkes und der Olivenhaine, in deren Mitte er als Kind in Gesellschaft Saturnins gespielt hatte, um so lieblicher erscheinen.

Ein gezwungenes Lächeln umspielte einen Augenblick lang die dünnen Lippen Saturnin's, und es schien, als sollte dasselbe Raymond auffordern, in seinen vertraulichen Mittheilungen fortzufahren, obwohl er denselben gar nicht zuhörte.

Seine ganze Aufmerksamkeit war auf den im Hintergrunde des Alkovens befindlichen Spiegel gerichtet.

Auf Raymond's Bette lagen die Schriften des Dr. Gardouche zerstreut umher, einige waren dem umfangreichen Bündel entschlüpft, die andern lagen zusammengehäuft, einige waren auf der Rückseite des farbigen Papieres beschrieben, diese halb verwischt, jene beklekst und durch Alter und Staub vergilbt.

Langsam erhoben sich Saturnin's Augen und schweiften von dem Spiegel zu den Manuscripten; aber er senkte dieselben sofort, als wolle er eine innerliche glühende Neugierde beherrschen.

Raymond hatte sich in den lebhaften Erinnerungen an ihre Jugendzeit unterbrochen, Saturnin näherte

seine Hand dem Schriftenbündel. Raymond jedoch ganz in die Vergangenheit versunken, bemerkte diese Bewegung nicht. Von einer gewissen Abspannung ergriffen sagte er:

— Ich fühle mich sehr ermüdet.

Er sah bleicher aus, als es bei der Ankunft Saturnin's der Fall gewesen, und der Klang seiner Stimme war weniger vibrirend.

Saturnin näherte abermals seinen Arm den Papieren.

— Sie haben Unrecht, lieber Raymond, sagte er, so viel zu arbeiten.

Raymond betrachtete ihn mit verwunderten Augen, welche zu sagen schienen: Arbeiten!

— Ist es nicht gefährlich, während der Reconvalescenz sich mit so umfangreichen Acten-Bündeln zu beschäftigen?

— Diese Papiere, sagte Raymond, gehören dem Doktor Gardouche, der mich soeben verlassen hat.

Jedem nur im Geringsten mißtrauischen Menschen hätte das eigenthümliche Zucken der Augenlider Saturnin's auffallen müssen. Noch ein Mal richtete er seine Blicke auf das Spiegelglas im Hintergrunde des Alkovens, abwechselnd die Papiere und das Gesicht des Kranken beobachtend.

— Diese Masse von Schriften, sagte er zu Raymond, muß Sie geniren ... Sie brauchen Ruhe; ich will die Papiere auf die Commode legen.

— Danke, sagte Raymond mit schwacher Stimme, und wandte sich gegen die Mauerseite.

— Das Licht blendet Sie, sagte Saturnin; warum sind die Vorhänge aufgezogen?

Raymond antwortete nicht mehr.

Saturnin zog die Fenster-Vorhänge zu, nahm die Papiere vom Bett, und da selbe sich in Unordnung befanden, wandte er einige Minuten, nicht ohne Aufregung daran, um sie zu ordnen.

Hierauf zog er sich, auf den Fußspitzen schleichend zurück.

Kaum auf der Straße angelangt, beeilte Saturnin seine Schritte. Er, dessen Gang gewöhnlich ein langsamer war, hätte durch die Eilfertigkeit seines Laufes diejenigen seiner Bekannten, die ihm begegnet wären, in nicht geringes Erstaunen versetzt.

Man hätte von ihm sagen können, er läuft „wie ein verfolgter Dieb."

Auf diese Weise gelangte er in das vom Abbé Supplici bewohnte Hôtel du Petit-Raisin, wo dieser ihm ein Zimmer zur Wohnung eingeräumt hatte.

Ein Neugieriger hätte sich in dem schönen Hofe aufgehalten, wo in der Ecke desselben ein elegantes Thürmchen seine Blicke auf eine mit durchbrochenen Sculpturarbeiten verzierte Treppe angelockt haben würde; Saturnin hatte jedoch für diese Details der Architektur kein Auge. Er zog denselben eine braune, wurmstichige Thüre vor, über welcher sich ein Heiligenbild mit der Randschrift befand:

Heilige Jungfrau

Erbarme Dich der armen Sünder.

Diese Thüre führte zur Wohnung des Abbé Supplici. Saturnin zog einige Male am verrosteten Eisendrahte des Glockenzuges, jenes famosen aus Ringen zusammengesetzten Glockenzuges, von welchem die Leute aus dem Volke sprichwörtlich sagten:

„Kalt wie der Glockenzug des Abbé Supplici", wenn sie von einem unfreundlichen, nicht mittheilsamen Manne sprechen wollten.

Der Abbé war noch nicht nach Hause gekommen, und Saturnin durchmaß einige Male den langen, geweißten mit einem breiten schwarzen Rande versehenen Corridor.

Als der Abbé noch immer nicht zurückkehrte, kletterte Saturnin in das oberste Stockwerk des Miniaturthürmchens, in welchem Herr Supplici ihn einquartirt hatte und erwartete ihn daselbst.

Hier dachte er über die Rathschläge seines Erziehers nach, deren Wichtigkeit ihm erst heute klar wurde.

Als Herr Supplici den jungen Mann zu Ende seiner Studien bei sich aufgenommen hatte, war er dessen gewiß, daß sein ehemaliger Schüler, der sich in der zweiten Seminarclasse befand, als der Geistliche der Professor derselben war, auf gutem Wege verblieben war. Alles wies darauf hin: Physiognomie und Kleiderschnitt. Indeß forschte der Priester trotzdem Saturnin sorgfältig aus, und untersuchte, welche Richtung wohl die Natur den Sprossen dieses jungen Bäumchens verleihen werde.

Einen Monat lang ließ er dessen Entwicklung freien Lauf, und beobachtete blos, ob das eingepfropfte Reis gedeihen und welche Schößlinge es treiben würde. An dem Charakter Saturnin's hatte er nichts zu beschneiden, denn dieser bewahrte inmitten der Toulouser Civilisation die abgeschlossenen, menschenscheuen Manieren des Seminars.

Seine Hände genirten ihn; er ging gewöhnlich mit gekreuzten Armen, das Haupt mehr zur Erde geneigt als gegen den Himmel erhoben; wenn er die

Arme nicht kreuzte, nahm er eine Hand in die andere, wie ein Mann, der mit selben nichts anzufangen weiß. Ihm fehlte blos die Soutane. Ein Gendarm, der ihm auf der Reise begegnet wäre, hätte ihn unzweifelhaft für einen verkleideten Priester gehalten, der durch das Ueberwachsen der Haare die Spuren seiner Tonsur verwischt hatte.

Achten Sie genau auf Alles, was Sie sehen, mein lieber Saturnin; jeden Tag werden Sie mir von Ihren Handlungen Bericht erstatten.

Diese Worte, welche zu wiederholen der Abbé Supplici nicht ermüdete, waren tief in den Geist des jungen Schreibers eingedrungen; aber dessen Beobachtungen schienen den Priester wenig zu interessiren, der, den Kopf in die Hände gestützt, gewöhnlich die Unterhaltung mit den Worten beendete:

— Es ist gut, gehen Sie mit Gott, mein Sohn.

Obwohl mit mittelmäßigen Verstandeskräften begabt, begriff Saturnin dennoch, daß seinen Mittheilungen keine Wichtigkeit beigelegt wurde. Er merkte dies an der zerstreuten Miene des Abbé, und an der Ausdruckslosigkeit seiner schwarzen Augen, deren Feuer ihm doch mehr als einmal aufgefallen war, wenn Herr Supplici die Interessen der Kirche besprach.

Trotzdem erwartete Saturnin heute den Abbé mit lebhafter Spannung, welche gleich einem magnetischen Strome von der Höhe des Thürmchens auf die Pforte des Hofes hinabzuströmen schien und den durch dieselbe eben eintretenden Abbé veranlaßte, seine Augen wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, zu seinem in Betrachtungen versunkenen Schüler zu erheben.

Schnell stieg Saturnin die Treppe hinab und langte in dem Augenblicke an der Thüre an, als der Abbé seinen Schlüssel aus dem Schlüsselloche zog.

— Was haben Sie, mein Sohn? fragte Herr Supplici, erstaunt über das sonderbare Aussehen seines Zöglings.

Saturnin schloß die Thüre, knöpfte sein Gewand auf und zog aus demselben eine Papierrolle, die er an seiner Brust verborgen hielt.

— Was ist das? fragte der Priester mit gesteigerter Ueberraschung.

— Bitte es zu lesen, mein Vater.

Der Abbé Supplici betrachtete abwechselnd Saturnin und die Papierrolle.

— Wer ist der Narr, der diesen Unsinn geschrieben hat? fragte er, nachdem er den Titel gelesen, der sich mit großen, in die Augen fallenden Buchstaben auf der ersten Seite befand:

Beweis, daß Clemence Isaure nie existirt hat.

Mit einem Zeichen ersuchte Saturnin den Priester in seiner Lectüre fortzufahren:

— Inhalts-Tabelle der Documente und Beweise, las der Abbé Supplici weiter, welcher einige Male das Zimmer messend, ausrief: Beweise! Beweise! Ah!

In kurzem Tone fragte er hierauf:

— Wieso sind Sie zu diesen Documenten gelangt?

— Indem ich Herrn Raymond besuchte.

— Ein junger Mann, schrie der Geistliche, beschäftigt sich mit derartigen Gegenständen!

— Diese Manuscripte, sagte Saturnin, sind das Werk des Doctors Gardouche!

— Ah! rief der Abbé aus.

Er ergriff Saturnin's Hände.

— Gut, sagte er, sehr gut .... Sie fangen an, mich zu verstehen.

Die schwarzen Augen des Priesters funkelten.

— Auf welche Weise hat Ihnen Doctor Gardouche von diesen Manuscripten Mittheilung gemacht?

— Ich habe mir die Mittheilung selbst verschafft, sagte Saturnin, das letzte Wort betonend.

— Der erstaunte Abbé hielt plötzlich inne, und betrachtete Saturnin, der mit gesenkten Blicken vor ihm stand. Zum ersten Male nahm er einige Intelligenz in dem Schreiber wahr.

— Ah! rief der Priester wieder aus, in den Schriften blätternd.

Innerlich dachte er nach.

— Diese Schriften scheinen von einer gewissen Wichtigkeit zu sein, fügte er hinzu. Hat Ihnen Herr Raymond selbe anvertraut, auf daß Sie mir dieselben übergeben?

— Er hat mir sie nicht anvertraut, mein Vater, sagte Saturnin verlegen.

— Sprechen Sie, mein Sohn, sprechen Sie ohne Furcht, ich bitte Sie darum.

Saturnin, durch den herzlichen Ton des Geistlichen beruhigt, erzählte, daß, während er seinen erkrankten Jugendfreund besuchte, seine Aufmerksamkeit durch ein mit großen Schriftzügen geschriebenes Blatt, welches sich in einem im Hintergrunde des Alkovens befindlichen Spiegel abgespiegelt hatte, lebhaft angezogen wurde; daß ein solch' gotteslästerliches Attentat gegen den Ruf der Clemence Isaure in den Händen eines jungen Mannes ihn überraschte, der, obgleich er

nicht fromm war, doch sich niemals lasterhafte Ausdrücke erlaubte; daß der Anblick der auf dem Bette zerstreut herumliegenden Papiere in ihm den Gedanken wachgerufen habe, daß zwischen diesen und dem an der Wand befestigten Blatte ein Zusammenhang bestehen müsse, und endlich, daß er, als sich des Kranken der Schlaf bemächtigte, ein Heft in der Absicht, es seinem Erzieher zu überbringen, mitgenommen habe.

— Sie hatten das Recht nicht, dieses Schriftstück zu entwenden, sagte der Abbé im strengen Tone. Es ist das Gut eines Andern und Sie müssen es seinem Eigenthümer zurückgeben . . . .

— Ich glaubte im Interesse der guten Principien zu handeln, stotterte Saturnin.

— Ihre Absicht war gut; aber Sie werden diesen Fehltritt in der Beichte bekennen müssen.

Saturnin verneigte sich.

— Morgen, fuhr der Priester fort, werden Sie bei Herrn Raymond das Heft wieder an jene Stelle legen, von welcher Sie es genommen haben, und zwar so, daß es Niemand bemerkt.

Der derartig zurechtgewiesene Saturnin verlor die Fassung.

— Ja, mein Sohn, sagte Abbé Supplici, von Neuem Saturnin's Hände ergreifend, dieses Manuscript muß zurückgegeben werden; aber diese Nacht werden Sie es copiren.

Ein Blitzstrahl überflog das bleiche Gesicht des Schreibers, der diesen Schluß nicht erwartet hatte.

Inzwischen betrachtete der Priester seinen Zögling mit einem eigenthümlichen Interesse. Während er seine

Zimmerpromenade mit großen Schritten fortsetzte, warf er Saturnin, der sich vom Kopfe bis zu den Füßen beobachtet fühlte, sonderbare Blicke zu.

— Liebes Kind, sagte plötzlich der Abbé Supplici mit einer sanften Modulation der Stimme, deren ihn Saturnin nicht fähig gehalten hätte, Sie werden sich nicht in die Arme unserer heiligen Kirche werfen ... Ihre Verwandten wünschen, daß Sie in der Magistratur einen Platz einnehmen; es wird Ihnen daher nützlich sein, daß Sie Ihr Aeußeres mit der Gesellschaft, mit der Sie umzugehen haben werden, in Einklang bringen.

Saturnin hörte mit gesenkten Blicken zu.

— Erheben Sie Ihr Haupt, mein Sohn. Im Leben muß man den Menschen in's Gesicht sehen. Wenn Sie die Stirne senken, verlieren Sie Ihre ganze Macht; die Menschen würden glauben, daß Sie vor ihnen Furcht haben. Denken Sie daran, daß Sie eines Tages zum Publicum, zur Jury, zu den Richtern sprechen werden; Sie müssen diesen imponiren .... Sie stehen über ihnen, und so muß auch Ihr Blick auf der Höhe Ihrer Mission sein ... Sehen Sie mir in's Gesicht ... Noch fester .... Haben Sie keine Furcht.

Saturnin erhob seine Augenwimpern; dieselben senkten sich jedoch plötzlich wieder.

— Ohne Zweifel wird es Sie einige Mühe kosten, sich des demüthigenden Blickes zu entwöhnen, den Sie im Seminar angenommen haben ... Die Kirche verlangt es so, damit die Gefühle des Priesters, der die Beichte der Sünder anhört, sich darunter verschleiern können. Aber im bürgerlichen Leben werden Sie nicht die unschuldigen Offenbarungen einer

von Gewissens-Scrupeln beunruhigten Jungfrau anzuhören haben. Mit erhobenem Kopfe werden Sie gegen den Schuldigen die Strafe des Gesetzes wegen seiner Missethaten anrufen müssen. Wenn ich aber mich im Tribunale des Beichtstuhles befinde, von Sündern belagert, die Trost von mir verlangen, so senke ich gewöhnlich die Augen, weil ich in den tiefsten Tiefen meines Herzens Mittel suchen muß, um diese armen Seelen zu retten.

Wieder ergriff der Abbé Saturnin's Hände.

— So verlangt es mein Amt, aber nicht das Ihrige. Ein einziger Gedanke nur darf Sie beschäftigen, nämlich der, in der Gesellschaft den Sieg davon zu tragen. Dem Publicum gegenüber muß Ihr Gesicht offenherzig sein, mehr lächelnd als ernst. Die Welt mißtraut den gefalteten Gesichtern.

Lernen Sie es, in jedem Augenblicke lächeln zu können; allein, in Gesellschaft, des Morgens, des Abends. Traurig oder heiter, glücklich oder unglücklich, lächeln Sie ... Sie sind jung; Ihre Züge werden sich leicht dem Lächeln fügen ... Einige Wochen Uebung werden Ihnen diese Maske verleihen, deren Nothwendigkeit Sie mit der Zeit einsehen werden.

Saturnin hörte voll Erstaunen diese Sprache aus dem Munde eines Mannes, dessen Ernsthaftigkeit sich nie verleugnete; aber sein Erstaunen verdoppelte sich, als Abbé Supplici auch die Kleidung des Schreibers tadelte, und ihm einschärfte, nächsten Morgen zu einem Schneider, dessen Adresse er ihm angab, zu gehen. Wie war es möglich, daß der Priester die Mode, und die Adresse der besten Kleiderkünstler so genau kannte, denn er sprach als Kenner von den verschieden Toilettegegenständen und empfahl ihm diesen Hutmacher, jenen

Hemdenfabrikanten, wie ein Mann, der sich seit lange um die Mode bekümmert.

— Was die Handschuhe und Parfümerien betrifft, so werden Sie sich dieselben bei Mademoiselle Clarisse besorgen, einer jungen Person, die eben von Paris gekommen ist. Sie wohnt unter den Arcaden auf dem Capitol-Platze und Sie werden ihre Wohnung daran erkennen, daß stets ein Haufen Studenten ihr Magazin belagert.

Saturnin sah den Priester verwundert an, der, ohne sich um das Erstaunen des jungen Mannes zu kümmern, fortfuhr:

— Ich muß Sie, theures Kind, auch darauf aufmerksam machen, daß Mademoiselle Clarisse im Rufe einer Coquette steht ... Ueber diesen Punkt kann ich Sie wohl nicht aufklären; aber da die Cravatten dieses Magazins, wie man sagt, elegant und von bester Auswahl sind, so haben Sie wohl nicht nothwendig, sich wegen des Rufes der Mademoiselle zu beunruhigen ... Stellen Sie sich jedoch nicht eher in ihrem Magazine vor, als bis Sie im Besitze Ihres neuen Anzuges sind... Mademoiselle Clarisse könnte über einen Mann lächeln, der ihr wie ein Geistlicher in bürgerlicher Kleidung vorkommen dürfte ... Jetzt, theurer Sohn, ist es Zeit, daß Sie sich zurückziehen ... Denken Sie an Ihre religiösen Pflichten und lassen Sie mir, bevor Sie sich in die Kanzlei begeben, die Copie des Manuscriptes zukommen, welches Sie morgen unversehrt Demjenigen zurückbringen wollen, dem es sein Eigenthümer anvertraut hat.

XII.

Zu jener Epoche aspirirten um ein leergewordenes Fauteuil der Akademie Jeux-Fleureaux zwei Candidaten, zwischen welchen die Meinung der Aristokratie getheilt war. Der Name des Einen war Lafitte-Vigordanne, der des Andern Escanecrabe.

Jeder von ihnen hatte eine zahlreiche Partei für sich und zwei Salons boten alle Mittel auf, um ihren Candidaten reussiren zu sehen, von welchen Jeder andere Rechtsansprüche geltend machte.

Escanecrabe hatte sich dem Capitel als Botaniker vorgestellt; sein Hauptanspruch bestand in einer Broschüre, welche er unter dem Titel: Ueber die Fäulniß einer gewissen Sorte von Schwämmen im Walde von Bouconne veröffentlicht hatte.

Lafitte-Vigordanne hatte in seinem Leben nichts als ein vierzeiliges Gedicht producirt; aber dieses Gedicht war ein bemerkenswerthes. Während der hundert Tage hatte der Dichter den „Corsischen Wehrwolf" angegriffen und das Vierzeilige bekundete einen ausschweifenden bourbonischen Enthusiasmus.

Die Labastide-Beauvoir, eine der reichsten Toulousischen Familien, unterstützten lebhaft die Candidatur des Botanikers Escanecrabe.

Lafitte-Vigordanne zählte zu seinen Stützen die ultramontanen Besucher des Salons der Madame Parrequemennières, bei welchen sich der Cultus des „Göttlichen Rechtes" noch in seiner ganzen Reinheit erhalten hatte.

Die öffentliche Meinung unterstützte weder den einen noch den andern dieser beiden Candidaten.

Trotzdem die Akademie der Jeux=Fleureaux schon seit lange als von Altersschwäche befallen, betrachtet wurde, war doch die ganze Stadt durch die bevorstehende Wahl in höchste Aufregung versetzt. Dieselbe beschäftigte nicht blos die Salons des Adels, sondern auch diejenigen der Bourgeoisie. Man sprach von ihr im Café Tivolier, und der Wettstreit der akademischen Leidenschaften interessirte sogar auch die Kaufleute, die sich bezüglich der Namen Lafitte=Vigordanne und Escanecrabe erhitzten, obwohl Beiden der gleiche Grad von Geringschätzung zu Theil wurde.

Bei Madame v. Parrequemennières wurde der Botaniker mit Epigramms überschüttet, und die Stammgäste des Salons Labastide=Beauvoir, durch ihre Freisinnigkeit bekannt, machten die äußersten Anstrengungen, um die Wahl des Dichters der vierzeiligen Strophe zu hintertreiben.

Die schönsten Frauen von Toulouse ruinirten sich durch die Kostbarkeit ihrer Toiletten und erdrückten förmlich die Mitglieder der Akademie mit ihren Besuchen, indem sie sich bemühten, die eine oder die andere Stimme zu Gunsten ihrer Candidaten zu erhaschen. Unglücklicherweise waren nicht zwei Fauteuils vacant, denn in Folge der unerhörten Anstrengungen hätte sonst der Dichter sowohl als der Gelehrte einen Sitz erlangen müssen.

Von Tag zu Tag mehrte sich die Schwierigkeit der Wahl zwischen diesen beiden von ihren Gönnern so warm unterstützten Männern.

Nachdem die Parteien ihre Kräfte gemessen hatten, waren sie zu keinerlei Concession zu bewegen.

— Sie werden gewählt werden, theurer Dichter, sagte die alte Frau v. Parrequemennières zu Herrn Lafitte-Vigordanne.

— Ich will meinen Namen von Labastide-Beauvoir verlieren, rief der Protector Escanecrabe's, wenn die Akademie nicht einen Gelehrten in ihren Schooß aufnimmt.

In der Stadt wurde die Haltung der Candidaten so scharf beobachtet, daß diese sich kaum öffentlich zu zeigen wagten, so sehr erregte die geringste ihrer Geberden die allgemeine Neugierde. Nach der Art, mit der Escanecrabe sein Haupt trug, bedauerte man den Dichter, und wenn Lafitte-Vigordanne in Gedanken vertieft schien, so schloßen die im Hinterhalte Lauernden daraus, daß die Voraussicht seiner Niederlage ihn kummervoll mache.

Die Skeptiker, welche über die, der Wahl eines akademischen Mitgliedes beigelegte Wichtigkeit lächeln, können sich keine Vorstellung machen, welche Aufregung auch die allergeringste Candidatur in einem Salon hervorruft. Eine fieberhafte Thätigkeit zerstreut die Nebel der alltäglichen Intrigue. Alle, die mehr oder weniger der akademischen Welt angehören, erhalten ein eigenthümliches Relief. Sogar die Glocke nimmt während der officiellen Besuchstage einen feierlichen Klang an.

Diese unschuldigen Kämpfe, die, verglichen mit den großen Weltereignissen, die gleichzeitig auf der Oberfläche des Erdballes sich abspielen, ungefähr das Interesse eines Ameisenhaufens darbieten, der zur Eroberung eines Getreidekornes die riesigsten Anstrengungen macht, nahmen noch bedeutendere Verhältnisse an, der dabei auf's Spiel gesetzten persönlichen Vortheile wegen.

Candidaten, die ihre Besuche machen, veranlassen eine Komödie in hundert verschiedenen Acten, deren Hauptrollen den Frauen anvertraut sind.

Die Akademie der Jeux-Fleureaux brauchte auf ihre Macht nicht sehr stolz zu sein. Frau Parrequemennières für ihre Person allein hatte mehr Einfluß als sämmtliche Akademiker.

Man lachte in Toulouse über diese Greise, die sich in diesem Salon mit betagten Wittwen von Stand zu einem Bunde vereinigten.

Die einen hatten ihr Gedächtniß verloren, die andern ihr Gehör, alle stotterten.

Das waren Diejenigen, welche die „Principien" repräsentirten.

Bei dem Worte Candidat fuhren diese Greise zusammen, wie ein Pferd bei dem Klange der Trompeten wiehert.

Wenn diese „Unsterblichen" für Lafitte-Vigordanne als Dichter, und Escanecrabe als Gelehrten, nur ein mittelmäßiges Interesse hatten, so flößte ihnen deren Candidatur dennoch Achtung ein, und sie weihten ihnen eine gewisse Dankbarkeit, daß durch ihre Bewerbung und die dadurch erzeugte Aufregung wieder etwas Oel in das verrostete Schloß der Jeux-Fleureaux kam.

Jeden Tag zählten die beiden Feldlager die Zahl der Stimmen, auf welche jeder der Candidaten unbedingt rechnen konnte. Es erwuchs daraus die Gewißheit, daß der Kampf ein lebhafter sein würde und daß die „Unsterblichen" im Schooße der Akademie Mann gegen Mann kämpfen würden, denn Escanecrabe und Lafitte-Vigordanne verfügten Jeder über achtzehn Stimmen, und es war keine Aussicht vorhanden, daß einer dem andern eine Concession machen würde.

Die Entscheidung hing in der letzten Stunde von Herrn v. Castelgaillard ab, der den Winter über ein wärmeres Klima auf den Hyèrischen Inseln aufgesucht hatte. Seine Verwandte Madame v. Parrequemennières bestürmte ihn, dieser denkwürdigen Wahlschlacht beizuwohnen; aber der Greis mußte wie bei den Haaren herbeigezogen werden, denn er fürchtete bei dem schrecklichen Toulouser Seewinde sich einem Rheumatismus auszusetzen.

Jeden Morgen schrieb Madame Parrequemennières an den armen Rheumatiker, und beschuldigte ihn eines Treubruches gegen Thron und Altar, wenn er noch länger sich vom Capitel entfernt halten sollte. Sie entwarf ihm ein prächtiges Bild von seinem Einzuge in die Stadt, und dem unvergänglichen Ruhme, den er für seine alten Tage aufhäufen würde, wenn er sich entschließen könnte, sich der Akademie zu opfern.

Ohne Barmherzigkeit beraubte Madame Parrequemennières aus eigener Machtvollkommenheit den Seewind seiner Heftigkeit, und fügte ihrem Briefe das Zeugniß eines gefälligen Astronomen ihres Salons bei, welcher bestätigte, daß der besagte Wind, offenbar durch eine besondere Gunst der Vorsehung, dieses Jahr von einer außerordentlichen und ungewöhnlichen Milde sei.

Die Kirche, fuhr die Marquise fort, würde den Greis mit Segnungen überhäufen, der übrigens den Tag nach der Wahl wieder nach den Hyèrischen Inseln zurückkehren könnte.

Es handle sich weniger darum, das poetische Talent des Lafitte-Vigordanne zu belohnen, als einem gut gesinnten Mitgliede Eintritt in die Akademie zu verschaffen, dessen bekannte Gesinnungen ein Pfand wären,

daß er den „verabscheuungswürdigen Doctrinen der Neuzeit" einen absoluten Widerstand entgegensetzen würde.

Die Wahl versäumen, hieße den Gegnern der Akademie seine Hand bieten; sein Kommen hingegen wäre ein Zeichen von Tapferkeit und Lebenskraft. „Bedenken Sie, mein Onkel, schrieb die schreckliche Frau v. Parrequemennières, daß eine zahlreiche Familie ihren Glanz nur Ihrem Ruhme verdankt, und daß Sie dieselbe mit dem Brandmale der Verächtlichkeit kennzeichnen würden, wenn die Wahl eines ehrenhaften Candidaten durch Ihr sich Zurückziehen scheitern würde."

In einem dringenden Post-Scriptum theilte ihm die Marquise auch die Ansicht des Präsidenten der Jeux-Fleureaux, Herrn v. Pompertuziat, mit, der wegen dieses Falles befragt, ausgerufen hatte:

„Vita extra Academias non est vita."

Herr v. Castelgaillard antwortete, daß, obwohl entfernt, er doch geistig in der Akademie lebe, und daß er seiner Nichte dankbar sein würde, wenn sie auf dieses Thema nicht mehr zurückkäme.

Frau v. Parrequemennières hielt sich noch immer nicht für geschlagen. Ihr letzter Brief schloß folgendermaßen: „Sie sollen zurückkommen, es muß sein. Es ist nicht mehr Ihre Nichte, die Sie darum bittet; Gott will es."

Herr v. Castelgaillard konnte sich gegen den göttlichen Willen nicht sträuben. Acht Tage später kam er, ganz mit Watta, Rheumatismus und Pelzwerk bedeckt an, überdrüssig der Plackereien seiner Nichte und seinem üblen Humor gegen Lafitte-Vigordanne Worte verleihend, obgleich ihn die Vorsehung so offenbar unter ihre Fittige genommen hatte.

In dem Salon der Frau v. Parrequemennières wurden jedoch dieser Stimme, welche die Majorität entscheiden sollte, derartige Ovationen bereitet, daß Herr v. Castelgaillard die Unannehmlichkeiten der Reise und seines Rheumatismus' sofort vergaß.

Er war der Retter der Jeux-Fleureaux geworden, der Stolz, die Bewunderung, der Ruhm von achtzehn Ultramontanen, die jetzt auf die Zahl von neunzehn gebracht, ihren Hochmuth nicht mehr verbergen konnten, und nun der Stadt den sichern Triumph des Lafitte-Vigordanne und die Niederlage seines Gegners, des Botanikers Escanecrabe verkündigten.

Den Tag nach der Ankunft des Herrn v. Castelgaillard wurde auf dem Capitel das Scrutinium begonnen und die toulousische Bevölkerung konnte die „Unsterblichen" betrachten, welche ohne Furcht ihren Ruhm zu schmälern, sich nun vereinigten, um auf das Haupt eines einfachen Sterblichen den ersehnten Strahlenkranz zu setzen.

Laffitte-Vigordanne und seine Parteigenossen konnten sich vor Jubel gar nicht fassen. Das Haupt der wichtigsten Familie der Stadt, ein Castelgaillard, hatte eine große Reise unternommen, um seine Wahl zu sichern! Das war noch selten vorgekommen.

Escanecrabe, der den Capitelplatz gesenkten Hauptes durchschritt, hörte ein spöttisches Gemurmel. Er verfügte ja blos über achtzehn Stimmen! Lafitte-Vigordanne hatte durch die Ziffer neunzehn ein unermeßliches Uebergewicht erlangt. Es war auch eine triumphirende Miene, mit der dieser den Moment der Schlacht erwartete, und ein Gefühl des Mitleids trieb ihn an, bezüglich des armen Escanecrabe und seiner sichern Niederlage seine Theilnahme und sein Bedauern zu äußern.

Indeß blinzelten die Ultramontanen, die Parteigänger der Candidatur des Lafitte-Vigordanne, mit den Augen, als sie in einem Winkel des Capitelhofes eine alte Tragsänfte mit dem Wappen des Marquis von Pechbusque bemerkten.

Seit einigen Tagen schon war das Gerücht, daß der Marquis in den letzten Zügen liege, in Toulouse verbreitet gewesen. Wie kam es nun, daß seine Sänfte sich jetzt im Capitelhofe befand?

Die Ultramontanen der Partei Lafitte-Vigordanne stiegen die Treppe so schnell, als es ihnen ihr vorgerücktes Alter erlaubte, hinauf und nun bemerkten sie (welcher Verdruß!) in dem Sitzungssaale, auf einem Ruhebette ausgestreckt, einen mumienhaften Pechbusque, auf dessen Gesichte jene grünliche Blässe des heiligen Bonaventura sichtbar war, wie die spanischen Maler diesen Heiligen nach dem Tode noch Segen spendend, dargestellt haben.

Das war kein Pechbusque mehr, das war eine Reliquie!

Als die Parteigänger Escanecrabe's die Ankunft des Herrn von Castelgaillard in Erfahrung brachten, bemächtigten sie sich trotz der Einsprache seiner Familie, des sterbenden Marquis, und beschloßen, daß Herr von Pechbusque noch ein Mal in seinem Leben sein Votum in die Wahlurne legen solle.

Welche Grausamkeit erzeugen doch diese akademischen Kämpfe!

Der Arzt der Familie protestirte.

Die Unsterblichen kümmerten sich mehr um die Akademie als um die Aerzte. Ueberdies hatte der Doctor Dorliac, einer der dem Triumphe Escanecrabe's sich widmenden Parteigenossen, erklärt, daß der Transport des Marquis von Pechbusque zum Capitel minder ge-

fährlich sei, als die Rückkehr des Herrn von Castelgaillard von den Hyèrischen Inseln.

Inzwischen befanden sich die Akademiker in einer gewissen Verlegenheit, die durch die erste Abstimmung gerechtfertigt wurde.

Neunzehn Stimmen gegen neunzehn Stimmen.

Die Quästoren ließen die Urne circuliren, und stets hatte der Name eines jeden der beiden Candidaten dieselbe Anzahl weißer wie schwarzer Kugeln aufzuweisen.

Zehnmal, zwanzigmal, vierzigmal, stets blieb sich die Beharrlichkeit der beiden Parteien gleich.

Sieben und siebzigmal fand das Scrutinium statt, und führte unwandelbar zu dem gleichen Resultate.

Noch wollten die Parteigänger des Lafitte-Vigordanne die Abstimmung fortsetzen, in der Hoffnung, daß vor Beendigung der Sitzung der Marquis von Pechbusque seinen letzten Seufzer aushauchen würde!

Die akademischen Leidenschaften können oft große Verbrechen erzeugen.

Es gab unter den Mitgliedern dieser Versammlung wüthende, von der endlosen Abstimmung aufgeregte Personen, die Herrn von Castelgaillard gerne von der Höhe eines Felsens in's Meer hinabgestürzt hätten, obgleich es der ausdrückliche Wille der Vorsehung war, der ihn die Hyèrischen Inseln hatte verlassen machen.

Wenn der unglückliche Marquis von Pechbusque eine Lampe, der das Oel fehlt (mit welcher er übrigens viele Aehnlichkeit hatte), gewesen wäre, wie Viele hätten den Docht mit ihrem Athem ausgeblasen!

Man sah da wilde, trotzige Gesichter und gefaltete Stirnen, auf welchen, kaum glaublich! noch neue Runzeln Platz fanden.

Den bewegten Gruppen entfuhren die Namen Lafitte-Vigordanne und Escanecrabe.

Die beiden Candidaten hatten Ursache stolz zu sein.

Noch nie hatte man sich so viel mit ihnen beschäftigt.

Es ist wohl wahr, daß sich auch einiger Spott mit ihren Namen mischte, je nachdem derselbe in dem einen oder dem andern Lager ausgesprochen wurde.

Nach der sieben und siebzigsten Ballotage trat eine Pause ein, und Einige der Unsterblichen begaben sich zum Buffet.

Jetzt fingen die gemäßigteren Geister an, sich durch Blicke zu verständigen.

Konnte diese Sitzung noch durch längere Zeit fortgesetzt werden?

Die Klügeren verstanden sich auf den ersten Blick. Einer mußte gewählt werden. Aber welcher von den beiden Candidaten? Das war das Schwierige. Die beiden Parteien waren im höchsten Grade gereizt und keine wollte weder den Lafitte-Vigordanne noch den Escanecrabe verlassen.

Blos Herr von Castelgaillard und der Marquis von Pechbusque waren sitzen geblieben, ohne zu begreifen, um was es sich handle, ganz erschöpft von ihrer sieben und siebzigmaligen Abstimmung.

Sie hatten schon das Bewußtsein ihrer Anwesenheit im Saale der „Unsterblichen" verloren.

Sie athmeten kaum mehr, und hatten auch nicht die Kraft, gegen die Rolle der Stimm-Maschinen, die man sie spielen ließ, zu protestiren. Herrn von Castelgaillard's Lippen hingen schlaff herab, die Muskeln hatten keine Spannkraft mehr; die Augenlider des Herrn Marquis

von Pechbusque waren halbgeschlossen, und sein Gesicht leichenfarbig.

Einer der Gemäßigteren, welcher das Vertrauen der Versammlung besaß, machte die Bemerkung, daß diese beiden „Unsterblichen“ ohne Zweifel ihre Fauteuils heute zum letzten Male einnehmen dürften. Es wären somit in der nächsten Zukunft wieder zwei Fauteuils vacant. Nichts einfacher daher als übereinzukommen, bei der ersten Vacanz diese beiden Fauteuils den Concurrenten Lafitte-Vigordanne und Escanecrabe, welche heute in der Versammlung eine Spaltung herbeigeführt hatten, zu verleihen.

Nach dieser Einleitung wurde schnell ein Compromiß angebahnt.

Die Akademie war entschlossen gewesen, heute entweder Lafitte-Vigordanne oder Escanecrabe zu wählen.

Jetzt einigte sie sich auf den hinterlistigen Vorschlag, weder den einen, noch den andern zu ernennen.

Hierauf verständigten sich die gegnerischen Mitglieder, bildeten Gruppen, faßten Einer den Andern bei den Armen, und bei der acht und siebzigsten Abstimmung wurde mit absoluter Stimmenmajorität ein Mann gewählt, dessen Name plötzlich aufgetaucht war:

Der Abbé Supplici!

XIII.

Ein Wilder, der in der Tasche eines Schiffbrüchigen eine Uhr findet, kann über das innere Leben dieser ihm sonderbar scheinenden Maschine nicht erstaunter sein, als es die Bürgerschaft von Toulouse war, nachdem sie die Wahl des Abbé Supplici für das vacant gewordene Fauteuil vernahm.

Durch welch' geheime Motive hatten sich acht und dreißig „Unsterbliche," die sich versammelt hatten, zwischen Lafitte-Vigordanne und Escanecrabe zu wählen, veranlaßt gefunden, ihre Stimme dem Abbé Supplici zu geben?

Man riß die Augen auf, grübelte über die Ursachen und erfand lächerliche, von der Wahrheit weit entfernte Commentare über einen Gegenstand, den nur der weise Werkmeister allein, welcher die verschiedenen Theile dieses Dramas zu einem Ganzen vereinigt hatte, hätte aufklären können.

Abbé Supplici, der in der kleinen Kirche von Kyrie-Eleyson die gottesdienstlichen Functionen verrichtete, hatte zu Pfarrkindern jenen Theil der Aristokratie, der von der Kirche de la Daurade zu entfernt wohnte, um dem Gottesdienste in derselben beiwohnen zu können. Sein Eifer, seine Frömmigkeit ließen ihn über einige adelige Familien einen großen Einfluß gewinnen.

Innerlich von schrankenlosem Ehrgeize verzehrt, heuchelte der Priester äußerlich die größte Demuth. Er hatte den glühenden Wunsch, eine bedeutende Rolle zu

spielen; er zog es vor, einsam in seiner Zelle zu leben, ehe er einen Platz dritten Ranges angenommen hätte.

Dieser Ehrgeizige wartete die Gelegenheit ab und war entschlossen, diese selbst bei ihrem dünnsten Haare zu fassen.

Seine Stellung als Priester brachte ihn in Verbindung mit Frau von Parrequemennières, deren Gewissensrath er wurde. So geschah es, daß er in dem bedeutendsten Salon von Tolouse einen hervorragenden Platz an der Seite der Hausfrau einnahm.

Als nun die Wahlen besprochen wurden und man über die Candidatur Lafitte-Vigordanne's debattirte, arbeitete der Abbé Supplici, obgleich er selbst schon seit langer Zeit nach dem akademischen Fauteuil strebte, dem Anscheine nach, mit allen seinen Kräften an dem glücklichen Erfolge der Wahl des künftigen Mitgliedes der Jeux-Fleureaux.

Kein „Aber" entschlüpfte dem Munde des Priesters während seiner schwierigen Jagd nach Stimmen, welche dem Lafitte-Vigordanne zur Stütze dienen sollten.

Jedermann im Salon empfand die Schwierigkeit des Unternehmens; Abbé Supplici, voll Eifer und Hingebung, hatte zwei wichtige, dem Escanecrabe schon zugewendete Stimmen wieder zurückerobert, um sie nun dem Schützlinge der Frau von Parrequemennières zufallen zu machen.

So wurde die Partei der Neunzehn, wie man sie nannte, gebildet.

Um diese zwei Stimmen zu gewinnen, hatte der Abbé Supplici jedes Wort der Broschüre des Botanikers über die Fäulniß der Schwämme zergliedert. Eine dunkle Phrase in der Vorrede erlaubte ihm, Escanecrabe des Materialismus anzuklagen; mit Hilfe

dieser Phrase konnte der Priester den Zwiespalt der Doctrinen des Botanikers mit dem Buche „Genesis“ beweisen. Dank dem Popanz des Materialismus verlor Escanecrabe zwei Stimmen.

Seit dieser Zeit blieb der Abbé Supplici, dessen Eifer sich so bemerklich gemacht hatte, der Frau von Parrequemennières als einer jener Männer in Erinnerung, der in Zukunft bestimmt sein dürfte, der Gesellschaft „der Unsterblichen“ einen Theil ihres alten Glanzes wieder zu verleihen.

Der Geistliche, obwohl er eine vollkommene Gleichgiltigkeit für die Freuden dieser Welt zur Schau trug, besuchte dennoch auch andere Salons, und beurtheilte besser als die Andern den Kampf, der nun zwischen den beiden Candidaten entbrennen sollte.

Mehr als einmal studirte Abbé Supplici, in seine Zelle zurückgezogen, eifrig die Stimmlisten, die erbitterte, erfolglose Ballotage, welche die gleiche Stärke der Parteien zur Folge haben würde, voraussehend; da er aber noch nicht offen mit seiner Bewerbung um das Fauteuil auftreten wollte, so erklärte er den Freunden der Frau von Parrequemennières gegenüber, daß er das für die Zukunft ihm in Aussicht gestellte Fauteuil als eine für einen Priester zu weltliche Würde betrachte.

Wer dem Doctor Gardouche gesagt hätte, daß er allein der maßgebende Agitator, welcher die Wahl des Abbé Supplici bewirkt hatte, gewesen sei, hätte dadurch den guten Doctor selbst in kein geringes Erstaunen versetzt, wie seine Mitbürger.

Einmal im Besitze des von Saturnin aufgefundenen Manuscriptes, demaskirte Abbé Supplici seine Batterien.

So wie ein Arzt mitunter die Diagnose einer unbedeutenden Krankheit seinen Clienten gegenüber möglichst schwarz zu färben beflissen ist, um dadurch seine Wissenschaft zur höchsten Geltung zu bringen, so übertrieb auch Abbé Supplici in einer vertraulichen Besprechung mit Frau von Parrequemennières die Tragweite der Angriffe des excentrischen Gardouche.

Nach der Meinung des Geistlichen wäre wohl die Schutzheilige der Jeux-Fleureaux über dergleichen Beschimpfungen erhaben und eine solche absolute Verneinung ihrer Existenz könnte sogar zu ihren Gunsten ausschlagen: ja es wäre vielleicht in andern Zeitläuften nützlich gewesen, einen derartigen Haß anzuschüren, welcher der Akademie nur neue Lebenskräfte zuführen kann; aber Abbé Supplici befürchtete, daß der gegenwärtige Moment keinen so hervorragenden Polemiker besitze, um die beachtenswerthe Arbeit des Doctors Gardouche in ihren Grundfesten erschüttern zu können, da, wie der Priester sagte, dieselbe auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung unangreifbar sei. Da der Verächter der Clemence-Isaure nicht durch den Buchstaben des Textes überführt werden konnte, würde der ganze Streit sich auf dem geschlossenen Felde der Interpretation bewegen.

Der Abbé Supplici ging nun der Reihe nach die Mitglieder der Akademie durch, und obwohl er jedem Einzelnen schätzenswerthe Eigenschaften zuerkannte, so mußte er sich doch gestehen, daß Allen der enthusiastische Feuereifer fehle, welcher die beste Waffe ist, derartigen Pamphletisten zu begegnen.

Ob nun die Akademie den Botaniker oder den Mann der „Vierzeiligen Strophe“ in ihren Schooß berief, sie konnte doch immer nicht auf die ausgiebige Ver-

theidigung eines Lafitte-Vigordanne oder eines Escanecrabe zählen.

Clemence-Isaure würde ohne Vertheidiger bleiben in dem Augenblicke, wo sie eines Ritters bedürftig wäre, der mit dreifachem Panzer gerüstet ist, um das Angriffs-System des Gardouche zu Nichte zu machen.

Die Pfeile, die ein unbarmherziger Gegner vorbereitet, gegen die Statue dieser poetischen Gestalt abzuschießen, konnten, obwohl sie nicht im Stande wären den Marmor derselben zu durchdringen, dennoch von ihr abprallend diejenigen verwunden, die sie umgaben, ihre natürlichen Vertheidiger nämlich, die Mitglieder der Akademie.

Der Abbé Supplici bedauerte jetzt lebhaft, nicht seiner Zeit den Wünschen der Frau v. Parrequemennières entsprochen zu haben, deren außerordentliches Wohlwollen ihm die Wege zur Candidatur schon seit lange geebnet hätten. (Frau v. Parrequemennières hatte blos ein einziges Mal, einen Monat früher, über diesen Gegenstand oberflächlich mit ihm gesprochen, ohne auf ihre Worte einen besonderen Werth zu legen.)

Der Abbé Supplici schloß, indem er von den Studien sprach, daß er sein ganzes Leben dem Verständniß und der richtigen Auffassung der erhabenen Gestalt Clemence-Isaure's weihe.

Diese gewandten, vertraulichen Mittheilungen, von welchen der Erzähler blos die hervorragendsten anzudeuten vermag, trugen ihre Früchte. Denselben Abend noch sprach Frau v. Parrequemennières mit mehreren einflußreichen Ultramontanen und verlangte ganz einfach die Zulassung des Priesters zur Candidatur für das nächste erledigte Fauteuil nach vollzogener Aufnahme des Lafitte-Vigordanne.

Auf diese Weise kam es, daß der durch die erfolglose Ballotage der beiden Candidaten plötzlich auf's Tapet gebrachte Abbé Supplici in einem Nu ein Fauteuil davon trug, welches schon seit vielen Jahren der Gegenstand zahlreicher Bewerbungen war.

XIV.

Wie angenehm war für Raymond die Zeit seiner Reconvalescenz!

Den ersten Tag schon, an dem es ihm vergönnt war, die Luft der Straße einzuathmen, befand sich Pauline an ihrem Fenster, ähnlich der an das Haus de Jacques-Coeur gemeißelten Statue einer Burgfrau, die schon seit dem fünfzehnten Jahrhunderte die Vorübergehenden neugierig betrachtet. Pauline erschien Raymond so, wie er sie zum ersten Male gesehen, als ein einziger Blick über sein ganzes Leben entschieden hatte; aber heute suchten die beiden Liebenden, eines durch das andere kühn gemacht, auf ihren Gesichtszügen die Spuren einer so langen Trennung.

Pauline war noch schöner geworden. Die Angst, welche sie in letzter Zeit ausgestanden, hatten einer milden Heiterkeit Platz gemacht; denn schon seit einigen Tagen wußte sie durch den Abbé Desinnocends, daß derjenige, den sie „ihren Herzensfreund" nannte, außer Gefahr sei.

Wer Pauline und Raymond sich einander gegenüberstehend gesehen hätte, würde die Macht dieser entstehenden Liebe begriffen haben.

Sie hatten weder Worte noch Schwüre ausgetauscht. Mehr als dies. Zwei junge Leute hatten sich gesehen und waren davon ergriffen worden. Es schien ganz unmöglich, daß ein anderer als Raymond Pauline lieben sollte und Pauline einen anderen als Raymond.

In ihren Augen konnte man zehntausend Worte lesen, beredter, als jede menschliche Sprache. Sie hatten nicht nothwendig, mit einander zu sprechen, die Blicke genügten ihnen.

Es waren dies süße, geheimnißvolle Reden, von unbegrenzter Zärtlichkeit, welche die öde Gasse durchkreuzten. Die Liebe in ihrer ganzen Reinheit, die Liebe, die nicht klügelt, welcher die Worte ich liebe genügen, um die Herzen mit Trunkenheit zu erfüllen, erzeugte jene stummen Litaneien, in welchen jenen mystischen Herzen gleich, über denen eine reine Flamme brennt, der Name Paulinen's mit dem Raymond's verschlungen war.

Alles, was Pauline interessirte, nahm in Raymond's Augen die Färbung rosiger Wolken an. Das kleine Fenster, an welchem sich der noch leidende Raymond aufzuhalten pflegte, erschien Paulinen zarter als ein Vogelnest.

Lange waren sie getrennt gewesen; nun ließ eine Secunde alle ihre überstandene Angst in den Hintergrund treten.

Die Krankheit hatte zwei alte Freunde aus ihnen gemacht, welche nach einer langen Reise sich vertrauliche Mittheilungen zu machen haben und dennoch schienen sie auf die Ursache ihrer Trennung nicht gerne zurückzukommen.

Die Bouquet-Sendungen nahmen nun wieder ihren Anfang.

Jeden Morgen pflückte Raymond in dem Hausgarten die am frischesten aufgeblühte Rose und schickte sie Paulinen.

Eines Tages bemerkte Raymond, daß die Dienerin seiner Mutter ihn neugierig betrachte.

— Sie lieben die Blumen, mein Herr? fragte sie.

— Ja, des Morgens, antwortete Raymond, die Rose in's Knopfloch steckend.

Da er fürchtete, daß die Dienerin das Verschwinden dieser für Pauline bestimmten Rose bemerken könnte, pflückte er von nun an jeden Tag ein Bouquet und ersuchte das Dienstmädchen, einige Blumen auf den Tisch seiner Mutter zu stellen, damit sie dieselben bei ihrem Aufwachen finden möge.

Die Liebe öffnet weitauf die Flügel der Herzenspforte und verursacht, daß demselben Ströme von Zärtlichkeit entweichen, die Jedermann zu Gute kommen.

— Du fängst an galant zu werden, sagte die Wittwe zu Raymond, als sie den Zehent seiner Liebe für Pauline empfing.

Die Physiognomie Raymond's nahm, als die Spuren der Krankheit immer mehr verschwanden, den Strahlenglanz des Glückes an. Seine Miene war offenherzig; sein Auge leuchtete, und auf Blicken spielte sein liebenswürdiges Lächeln.

Pauline, gerührt von der Beharrlichkeit ihres Nachbars, steckte die Rose, die er ihr sandte, an ihren Gürtel. Eine große Unklugheit!

Raymond antwortete mit einem Blicke, den die Feder nicht zu beschreiben vermag; mit dem Blicke übersetzte gleichzeitig ein Kuß die enge Straße. Die beiden jungen Leute zogen sich wie auf gemeinschaftliches Ueber-

einkommen vom Fenster zurück. Ihre Aufregung war zu groß.

Diesen Tag machte Raymond eine Promenade nach Pibrac, tausendmal auf der Straße ausrufend: Ich bin geliebt!

Er schritt leichter als ein Vogel; die Liebe ebnete ihm den Weg.

Ein besonders mildes Wetter verschönerte die Natur, verstärkte den Duft der Blumen, färbte mit zartern Nuancen den Azur des Himmels und erfüllte das Herz des jungen Mannes mit Zuversicht.

Die wunderbaren Erzählungen der Ritter, die für ihre Damen, deren Farben sie trugen, kämpften, stellten sich dem Geiste Raymond's dar; er bedauerte es, in einer Epoche zu leben, wo es keinen Nebenbuhler zu besiegen, keine Festungen zu erstürmen gab. Der Liebende fühlte ungeahnte Kräfte seinen Körper durchströmen und er würde auf einen Wink Paulinen's Heldenthaten verrichtet haben.

Wenn er sich allein auf der Straße befand, sprach Raymond mit lauter Stimme zum Winde, auf daß derselbe seine Worte in das Innere des steinernen Hauses tragen möge.

Er rief in seinem Geiste die Geberde keuscher Schüchternheit wach, mit welcher Pauline die Rose an ihren Gürtel befestigt hatte.

Als ihr Raymond mit einem Kusse gedankt, welch' reizendes Erröthen überzog das Gesicht des jungen Mädchens! Wie flüchtete sie sich, keusch wie eine von einem Jäger überraschte Nymphe!

Der Katalog der Reize eines geliebten Weibes füllt ein dickes Dictionär. In diesem Buche blätterte

Raymond, berauschte sich daran, verharrte unter dem Eindrucke der Ekstase und wurde Poet.

Auf halbem Wege entdeckte der Verliebte im Laubwerk versteckt, eine kleine Quelle, die von einem mit Moos bedeckten Felsen herabfloß. Eine Platane von sanftem und durchsichtigem Grün beschattete die Quelle. Raymond lagerte sich im Schatten der Platane und betrachtete den Lauf des Wassers. Die seit seiner ersten Begegnung mit Pauline aufgehäuften Eindrücke wogten derartig in seinem Geiste, daß sich der Schreiber entschloß, dieselben in seiner Schreibtafel zu fixiren.

Verse entströmten seinem Herzen, ohne daß er sie suchte, ohne jede Mühe, süß und zart, gleich jenen, die Petrarca für seine Laura improvisirte. Das kleine Bächlein, das zu seinen Füßen murmelte, mußte es in ihm nicht die Erinnerung an die Quelle von Vaucluse erwecken?

Nachdem er die Worte auf's Papier hingeworfen, setzte Raymond seine Wanderung fort, bis er bemerkte, daß er bereits seit drei Stunden auf dem Wege war. Es war nun Zeit, nach Toulouse zurückzukehren, damit Madame Falconnet durch seinen ersten so sehr verlängerten Ausgang nicht beunruhigt werde. Die Liebe verleiht Flügel. Raymond schlug einen Seitenweg ein und langte bei seiner Mutter zur Zeit des Diner's an, die Kleider mit Staub bedeckt und mit heiter erregtem Gesichte; er lächelte, als ihn seine Mutter um die Ursache der Unordnung seiner Toilette befragte. Konnte er ihr gestehen, daß die Liebe, die Poesie und die Erinnerung an Pauline ihn die Stunden hatten vergessen lassen?

Des Abends überlas Raymond seine Verse, die ihn in Erstaunen versetzten, als hätte sie ein Anderer geschrieben. Er fand selbe gut und bedauerte es den=

noch, sich nicht einem Freunde anvertrauen und ihn um Rath fragen zu können. Warum sandte er sie nicht an Pauline? Er hatte sie doch für sie gedichtet, sie waren ihr Bild, ihr Andenken. Raymond entschlief mit diesen Gedanken, welche ihn die Nacht über nicht verließen.

Nachdem er das Bouquet, welches er jeden Morgen Paulinen zu senden pflegte, mit seinen Versen umwickelt hatte, ergriff den Verliebten eine gewisse Herzensangst. In diesem Augenblicke wurde sein Urtheil unterzeichnet. Wie wird Pauline diese seine Kühnheit aufnehmen?

Pauline erschien am Fenster und dankte Raymond mit einem vielsagenden Lächeln.

Von nun an setzte er des Morgens und des Abends die Sendungen kleiner Poesien fort, in welchen der Name und die Reize Paulinen's den Inhalt jeder Strophe bildeten, und die dennoch von Pauline ohne Furcht in Empfang genommen wurden.

War das junge Mädchen nicht mit der Tradition der schönen Pauline, deren Namen sie trug, eingewiegt worden, die einer alten Chronik zufolge auf hohen Befehl sich einmal der Woche jeden Sonntag öffentlich zeigen mußte, damit das Volk des Anblickes ihrer Schönheit nicht gänzlich beraubt sei?

XV.

René d'Espipat, der es keinen Tag versäumte, über Raymond Erkundigungen einzuholen, stattete ihm nun einen Besuch ab.

— Sie werden mir doch wohl diesen verfluchten Degenstich verzeihen, den ich lieber selbst empfangen hätte?

Statt aller Antwort reichte ihm Raymond seine beiden Hände.

— Gebe Gott, rief René, daß Sie eines Tages mein Herz und meinen Degen gebrauchen könnten!

— Ihre Freundschaft nehme ich an, Ihren Degen jedoch weise ich zurück, erwiederte Raymond.

René d'Espipat hatte mehr inneren Werth, als sein Aussehen vermuthen ließ. Er huldigte der herrschenden Mode, welche verlangte, daß man eine anmaßende Miene zur Schau trage.

Die Elegance verlangte dies gerade so, wie das Tragen eines zugespitzten Schnurrbartes; aber bei Gelegenheiten, wo die Gefühle der Ehre mit im Spiele waren, fühlte René in sich das Blut seiner Ahnen, der tapfern d'Espipat, wallen.

René war in Paris dazu erzogen worden, sein Vermögen auf eine Karte zu setzen, mit den Frauen im chevaleresquen Tone zu sprechen, seine guten Eigenschaften sorgfältig zu verbergen, mit ausschweifenden Lastern zu prahlen; so war sein Benehmen im Jockeyklubb, im Café Anglais, hinter den Coulissen der Oper. René nahm diese Miene der Weltverachtung an, ge=

rade so, wie er die modernen Kleider trug, die sein Schneider ihm lieferte. Es gibt eine Anzahl von Leuten, die in ihrem Aeußern die eleganten Manieren moderner Verderbtheit affectiren, unter deren Oberfläche sich jedoch edlere Gefühle bergen.

Nach Verlauf einer kurzen Unterredung waren Raymond und René Freunde für's ganze Leben, und d'Espipat war gewillt, dem feigen Fajon anläßlich des durch ihn herbeigeführten Duells eine derbe Lection zukommen zu lassen.

— Lassen Sie doch diesen armen Teufel, sagte Raymond.

Um die Zuneigung, die er für Raymond empfand, öffentlich zu zeigen, sagte René:

— Sie werden mir erlauben, Ihr Genesungsfest zu feiern; von dem Tag, an dem es Ihnen genehm sein wird, bitte mich zu verständigen, wir werden im Café Tivolier soupiren, wozu Sie Ihre Freunde einladen wollen. Gestatten Sie mir auch die Ehre, Ihnen die Meinigen vorzustellen.

Raymond konnte diesen Wunsch nicht abschlagen. Er lud zu diesem Feste den Doctor Gardouche, Loubens, Lagardelle und seine Collegen, die Schreiber aus der Kanzlei.

Bei dem Mahle herrschte Frohsinn und Heiterkeit: die Gäste waren ganz glücklich, daß die beiden Gegner von ehedem jetzt die besten Freunde geworden.

Unzählige Male wurde auf die glückliche Genesung Raymond's getrunken. Der Wein erheiterte die Herzen.

— D'Espipat, sagte einer aus der Gesellschaft, trage uns ein heiteres Gedicht vor.

— Ist eine Partie Landsknecht nicht allen Dichtungen der Welt vorzuziehen? antwortete René.

— Herr d'Espipat, rief Gardouche, wenn Sie sich dazu verstehen, uns eine Probe Ihrer Dichtkunst zu liefern, so mache ich mich anheischig, Ihnen ein Fragment meiner Denkschrift vorzulesen, welche nachweist, daß Clemence Isaure niemals existirt hat.

— Ein guter Spaß! rief René, welcher glaubte, daß der Doctor scherze.

— Ich spreche im vollen Ernste.

— Das wird sehr interessant sein, sagte der Journalist Loubens, der von der Denkschrift Kenntniß hatte, und sich im Vorhinein auf den Eindruck freute, den die Vorlesung dieser in Bitterkeit getränkten Abhandlung auf die adeligen und titelreichen Freunde d'Espipat's hervorbringen würde.

— Also René! riefen die Gäste, beginne!

— Ihr Drängen, meine Herren, gestattet mir keine Weigerung, sagte René.

— Und ohne jede Eitelkeit declamirte er eine elegante scherzhafte Ballade, die ganz der Situation und dem Champagnergelage angemessen war, und erntete dafür allgemeinen Beifall.

Seinem Versprechen zufolge ließ der Doctor Gardouche mehr als je seinen voltairianischen Gesinnungen die Zügel schießen, indem er eine Geschichte zum Besten gab, in welcher ein sarkastischer Geist die ausführliche Beschreibung der Memoiren einer Frau lieferte, die in Toulouse poetische Erinnerungen zurückgelassen hatte.

Blos Saturnin von Poucharramet blieb kalt und protestirte durch sein Stillschweigen gegen diese Profanation.

Die Freunde René d'Espipat's, obwohl sie den Adel des Landes repräsentirten, waren in einem Alter, in welchem man sich nur mittelmäßig um politische

Streitfragen kümmert. Sie zeigten sich weder enthusiasmirt, noch feindselig gegen die Ausfälle des Dr. Gardouche; sie zogen die Poesie der Kritik, die Begeisterung der Polemik vor, einige melodische Reime sagten ihrem südlichen Naturell besser als die Satire zu.

Aus diesem Grunde lud René d'Espipat jeden der Gäste der Reihe nach ein, eine poetische Kleinigkeit entweder eigener Composition, oder berühmter Zeitgenossen vorzutragen. Dieser Vorschlag erhielt um so größern Beifall, als man übereingekommen war, den Namen des Autors erst nach dem Vortrage des Gedichtes zu nennen. Auf diese Weise wurden der modernen Poesie entlehnte Oden, Balladen und Sonette mit Beifall begrüßt, und groß war die Freude derjenigen, die den Ursprung oder die Autorschaft dieser Dichtungen zuerst erkannten.

Als nun die Reihe an Raymond kam, war er Anfangs unschlüssig; aber von allen Seiten gedrängt und von dem Bilde Paulinen's, das ihm während des ganzen Mahles vorschwebte, begeistert, trug er die poetischen Gedanken vor, die er einige Tage früher am Rande der Quelle gedichtet hatte. Zuerst declamirte er seine Verse schüchtern, aber später ermannte er sich und ließ das innere Feuer, das seinen Vortrag belebte, die Oberhand gewinnen; dies hatte einen allgemeinen Beifallssturm zur Folge, denn diese zum Herzen dringende Begeisterung erinnerte alle Jene, die einst geliebt hatten, an glückliche Tage.

Diejenigen, die liebten, beneideten Raymond, daß er im Stande war, ihren eigenen Gefühlen einen so lebhaften Ausdruck zu verleihen, und Diejenigen, welche die Liebe nicht kannten, fühlten ihr Herz erbeben, so groß war der Eindruck dieser einfachen und lieblichen Verse.

Alle Gäste sahen sich verwundert an, und vereinigten so zu sagen ihre Kenntnisse der Poesie, um den berühmten Autor dieser reizenden Gesänge zu errathen.

— Ich glaube mich nicht zu täuschen, sagte Loubens, aber ich habe noch nie einen Mann die Verse eines Andern mit solchem Feuer vortragen hören.

René d'Espipat, überrascht von Raymond's Rührung während der Declamation seiner Poesien, warf sich in seine Arme.

— Und mir sagen zu müssen, rief er, daß ich beinahe einen solchen Dichter getödtet hätte!

Raymond weigerte sich, die Huldigungen der Gäste anzunehmen; da aber das Feuer seiner Augen ihn nur zu sehr verrieth, vertheidigte er sich blos schwach, ganz glücklich, daß das poetische Geständniß seiner Leidenschaft nicht als etwas Unwürdiges angesehen wurde.

— Warum übersendet Raymond diese Gedichte nicht den Preisrichtern der Jeux-Fleureaux zum Concurse? fragte der Maler Lagardelle.

— Ja, Ja! Zur Jeux-Fleureaux! riefen alle Gäste.

Da erhob sich Gardouche:

— Ach warum nicht gar! rief er. Sie, meine Freunde, sind noch jung genug, um zu glauben, daß die Ultramontanen derlei edle Begeisterung zu beurtheilen verstehen. Diese frostigen Akademiker, diese zweideutigen Poeten ... Wie? Sie wollen Greise zu Richtern wählen, die in der Galerie der Unsterblichen das Bildniß eines Inquisitors verwahren, dem sie nachrühmen, daß er Vanini verbrennen ließ! Das ist ein Museum mittelalterlicher Ceremonien, verjährter Ideen und Mißbräuche! Diese Leute thun wohl daran, sich Conservative zu nennen! Ja, sie wollen die Vorurtheile, die politische Reaction, die alten Parteiungen, den Haß

gegen jede freisinnige Idee conserviren! Diesen Leuten wollen Sie unsern Freund Raymond zusenden? . . . Lassen Sie diese Mumien ruhen, die im wirklichen Leben ebensowenig Existenzberechtigung haben als Clemence-Isaure! nicht mehr als die Pleiade der toulousischen Damen, deren leichtfertiger Lebenswandel diesen Biedermännern heute noch in unvergänglicher Erinnerung bleibt. Sie haben Verse vorgetragen; auch ich habe deren gemacht, und da Sie nicht zu wissen scheinen, was die Akademie der Jeux-Fleureaux eigentlich ist, will ich Sie darüber aufklären.

Und mit weithin schallender Stimme recitirte Dr. Gardouche ein satyrisches Epigramm gegen die genannte Akademie.

Bei jeder andern Gelegenheit hätte dieses vom glühendsten Liberalismus strotzende Epigramm Streit unter den Gästen hervorgerufen; aber der Doctor Gardouche ließ denselben nicht Zeit, seine Satyre zu discutiren.

— Wissen Sie, wie man sich in die Jeux-Fleureaux Eintritt verschafft? Durch die Sacristei und den Beichtstuhl! Da darf man nicht mit Tinte schreiben, sondern mit Weihwasser .... Werfen Sie die Federn weg, nehmen Sie einen Sprengwedel zur Hand, affiliiren Sie sich einer frommen Genossenschaft, denn nur in solcher Gesellschaft können Sie die Schwelle das Capitels überschreiten. Sie, lieber Raymond, haben wohl sehr schöne Verse gedichtet, aber es fehlt denselben das Zeichen des Kreuzes. Ach, warum haben Sie nicht auf Carmen, Amen gereimt.

Der Voltairianer gerieth in Hitze.

— Ueberlassen Sie, fuhr er fort, die Jeux-Fleureaux den frommen Betschwestern, den Magistrats-

personen der Provinz, den Pedanten, die aus rhetorischen Abhandlungen gelernt haben, wie die Begeisterung fabricirt wird. Wenn sich Ihrer eine Idee bemächtigt, wenn ein Feuer Sie durchglüht, ein Glaube, eine edle Leidenschaft, wird Ihr Werk nie von der Akademie gekrönt werden. Die Jeux-Fleureaux ist für die Intrigue und die Mittelmäßigkeit gemacht; die Ultramontanen suchen Verbündete, die angefault von verrotteten Ideen, Feinde der Jugend und alles Jugendlichen sind. Ah! meine Freunde, wenn Ihr Haupt mit grauen Haaren bedeckt sein wird, wenn das Alter Ihr Blut wird stocken gemacht haben, wenn das Unglück Ihr Herz vertrocknet haben wird, dann können Sie in der Jeux-Fleureaux Ihr Asyl suchen und finden.

Die Aufwallung des Doctor Gardouche gefiel der Jugend. In dieser Stunde hatte der erbitterte Doctor Bundesgenossen geworben und in Folge der fortgesetzten Libationen überschritt an diesem Abende mehr als einer der Erben der Familien von Toulouse den Capitel-Platz, indem er dabei den Palast, welcher der Sitz der Jeux-Fleureaux war, mit Sarkasmen überhäufte.

XVI.

Dieser Abend hatte die Intimität Raymond's mit Lagardelle und Loubens zur Folge, die von den poetischen Gefühlen des Liebenden gerührt und entzückt waren.

Loubens und Lagardelle starben in Toulouse vor Langeweile. Der Maler war soeben aus Rom zurückgekehrt, wohin ihn, nach vollendeten Pariser Studien der Generalrath des Departements, welcher die Kosten seiner künstlerischen Ausbildung trug, geschickt hatte; aber in dieser Stadt fand er keine Gelegenheit, sein Talent zur Geltung zu bringen.

Der Journalist Loubens, der von dem Minister ausgewählt worden, den „Stern von Toulouse“ zu redigiren, brachte den größten Theil des Tages damit zu, in dem Atelier des Malers sich auf einen Divan hinzustrecken.

Beide hatten lange in Paris gelebt und dasselbe blieb ihnen in lebhaftem Angedenken. Die kleinlichen Angelegenheiten der Provinz konnten ihnen kein Interesse abgewinnen. Raymond's Dichtungen, vereinigt mit der Rolle, die beide in seinem Duelle gespielt hatten, waren die Ursache, daß sie für den jungen Mann, dessen Tendenzen nichts mit dem provinziellen Leben gemein hatten, eine lebhafte Freundschaft empfanden.

Raymond's Herz war ganz von poetischen Ideen erfüllt. Während der langen, schlaflosen Nächte seiner Krankheit erschien ihm Paulinen's Zimmer wie ein Rahmen, von welchem sich das blonde Haupt seiner Nachbarin ablöste. Diesen Erinnerungen verdankten die klaren, heiteren Poesien ihre Entstehung, in deren Hintergrund das junge Mädchen erschien, die seinen jugendlichen Phantasien einen keuschen, rosigen Reiz verlieh.

Loubens und Lagardelle, denen er einen großen Theil seiner Dichtungen mittheilte, waren gerührt von der Frische der Empfindung, die sich in ihnen aussprach.

Sie selbst hatten schon ähnliche Gefühle, wenn auch minder rein empfunden. Man begegnet so selten Frauen,

die durch einen derartigen Parfüm berauschen! Dennoch konnten die beiden Freunde die Zartheit der Gefühle Raymond's begreifen und indem sie von denselben erfuhren, fragten sie sich nicht ohne Melancholie: Warum haben wir, als wir in's Leben eintraten, nicht ein Weib, welches derartige Begeisterung einzuflößen vermag, gefunden!

Als Raymond eines Nachmittags in das Atelier Lagardelle's eintrat, fand er denselben in einer Hängematte ausgestreckt und nach seiner Gewohnheit in Gesellschaft Loubens' zahllose Cigarren rauchend.

— Ermüdet Sie eine solche Existenz nicht? fragte Raymond, dem die Liebe einen eigenthümlichen Drang nach Thätigkeit mitgetheilt hatte.

— Ich arbeite, sagte Loubens.

— Ah! rief Raymond erstaunt aus.

— Ich arbeite daran, nichts zu arbeiten, versetzte Loubens. Das Eigenthümliche eines vollendeten Provinzialjournalisten besteht eben darin, nie eine Feder zu berühren. Ich wäre verloren, wenn Jemand eine Dintenflasche bei mir fände. Als ich hier ankam, sagte der Präfect zu mir: „Mein Herr, seien Sie klug.“ Ich folge nun seinem Rathe und befinde mich wohl dabei. Die Klugheit besteht darin, nicht eine Zeile zu schreiben.

— Indeß während meiner Krankheit . . . . sagte Raymond.

— Ja, in einem Momente der Schwäche veröffentlichte ich die Bulletins über Deinen Gesundheitszustand . . . . Jedes Wort in diesen Bulletins wäre im Stande gewesen, mich an den Galgen zu bringen . . . Hätte Dr. Gardouche mir diese Bulletins nicht eingesandt, so würde ich trotz der Freundschaft, die ich für

Dich empfinde, beim Teufel! nicht eine Zeile haben drucken lassen, die Deinen Verwandten, Deinen Gegnern, dem Procurator des Königs u. s. w. hätte mißfallen können .... Weshalb das Andenken an dies Duell verewigen ...? Die Municipalwahlen nahen heran .... glaubst du wohl, Raymond, daß ich für irgend einen Candidaten werde Partei nehmen? Jede Partei wird ihr Circular in die Spalten meines Journales einrücken lassen und ich werde dieselben meinerseits weder mit einer Vorrede, noch mit einem Schluß meiner eigenen Betrachtungen begleiten .... Großer Gott! was sollte aus mir werden, wenn ich mich zwischen die Regierungs-Candidaten und diejenigen der Opposition eindrängen wollte? Die Briefpost empfängt Geschäftsbriefe, Liebesbriefe, Schimpf- und Herausforderungsschreiben .... Die Post vertheilt sie alle, ohne sich um ihren Inhalt zu kümmern .... Nun wohl, ein Journal ist ein Briefsammlungskasten, dessen Austräger ich bin.

— Blos mit der Ausnahme, sagte Raymond, daß der Briefträger unaufhörlich herumläuft, Du aber beide Hälften des Tages auf Deinem Divan hingestreckt liegst.

— Man hat constatirt, antwortete Loubens, daß die Briefträger ein Durchschnittsalter von fünfzig Jahren nicht überschreiten können, ohne den Mühseligkeiten ihres Handwerkes zu erliegen. Ich will mich durch dieses Spiel nicht abnützen lassen. Ein sitzender Mann ist besser daran, als ein stehender, und die Lage eines hingestreckten Mannes ist derjenigen eines sitzenden noch vorzuziehen.

— Wohl gesprochen! schrie Lagardelle. Ich, zu dem der Generalrath nicht gesagt hat: „Sei klug“, ich bestätige, daß Loubens weise gesprochen hat, nicht

blos für sich, sondern auch für mich. Ich könnte hier malen, jedoch nur unter der Bedingung, meine Gemälde in einem Winkel des Ateliers aufzuhäufen. In Paris würden meine Freunde dieselben ansehen; die Leute in Toulouse jedoch haben sich um andere Dinge zu kümmern, als um Gemälde.

Zu welchem Zwecke soll ich für Spinnen Nester bauen? Während ich mit Loubens von der Kunst plaudere, glaubt Jedermann, daß ich mit der Malerei beschäftigt bin, und dies genügt. Wenn ich das Unglück hätte, wirklich zu malen, würden mich sämmtliche Bürger als einen Faulenzer behandeln .... Indem ich aber gar nichts thue, halten mich die Leute für einen ernsthaften Mann.

Durch derartige Paradoxe rechtfertigten Lagardelle und Loubens, Einer vor dem Andern, die Erschlaffung, in welche sie das Provinzleben versetzt hatte; aber Raymond beklagte den Schwächezustand, in welchen seine Freunde gefallen waren.

— Warum gehen wir nicht aus? fragte er.

— Gehen! rief Lagardelle, sich in seiner Hängematte wiegend.

— Du sollst nicht gehen.

— Ist der Wagen des Herrn Raymond vor der Thüre? fragte Loubens ironisch.

— Etwas Besseres als ein Wagen.

— Pferde also? fragte Lagardelle.

— Noch etwas Besseres als Pferde, sagte Raymond.

— Ein Ballon? sagte Loubens.

— Etwas Besseres noch als ein Ballon. Kommt mit mir.

Der Maler und der Journalist erhoben sich, begierig zu sehen, welches das Beförderungsmittel sei,

das angenehmer als Wagen und Pferde ist. Von Raymond geführt, stiegen sie zum Quai hinab, an welchem ein Schiffchen angelegt war, auf dessen Maste eine Flagge wehte.

— Ah! die Ufer der Seine! seufzte Loubens.

— Glaubst Du, sagte Lagardelle, daß wir uns durch's Rudern ermüden wollen?

— Ich werde für Alles Sorge tragen, sagte Raymond.

— In Toulouse ein Boot, das nenne ich eine Galanterie!

In der That war dieses Boot eine an Pauline gerichtete Galanterie. Raymond hatte sie benachrichtigt, daß er Nachmittags vor dem Garten des steinernen Hauses auf der Garonne rudern würde.

Eine rothe Flagge sollte als Erkennungszeichen dienen. Die Liebenden waren durch die Insel Tounis getrennt; aber das Auge der Liebe kennt keine Entfernung.

Raymond wußte, daß Pauline, auf die Balustrade der Gartenterrasse gelehnt, mit ihren Blicken die rothe Flagge verfolgen würde. Statt mit dem Strome abwärts zu fahren, gab er dem Schiffchen eine eigenthümliche Richtung, indem er von einem Ufer zum andern ruderte, wieder zurückkehrte, dann auf einem Platze verweilte, wieder umwendete, und dies Alles mit einer Beharrlichkeit, die Loubens auffiel.

— Willst Du das Handwerk eines Fährmannes lernen?

— Vielleicht, sagte Raymond.

— Es wäre so schön, blos mit dem Strome dahinzugleiten, ohne irgend etwas zu thun, sagte Lagardelle.

— Ich bin eine Wette eingegangen, sagte Raymond, Ihr werdet mir als Zeugen dienen.

— Wieder! rief Loubens aus.

— Bittere Enttäuschung! rief Lagardelle. Ich dachte, daß wir lediglich zu unserer Unterhaltung in das Schiffchen stiegen. Und worin soll unsere Zeugenschaft bestehen?

— In der Feststellung der Anzahl der Fahrten, die ich von einem Ufer zum andern mache.

— Ist es nothwendig, daß wir uns die Mühe nehmen, diese Ueberfahrten zu zählen? fragte Loubens.

— Gewiß! sagte Raymond lächelnd.

Aber sein Lächeln wurde von dem mißmuthigen Loubens nicht getheilt. Raymond's Blicke strengten sich an, den Raum zu überfliegen; zuweilen ließ ihn eine Illusion glauben, daß auf der Terrasse des steinernen Hauses ein weißer Punkt als Signal erscheine.

— Welch' schönes Gemälde, sagte Lagardelle, dieser Himmel und dieser Fluß. Nirgendwo die Spur von Menschen, nichts als Wolken, die sich im Wasser spiegeln. Die Bäume bewegen sich, der Strom fließt, die Wolken schweben. Ich werde versuchen, diesen Eindruck wiederzugeben, sobald ich nach Paris komme.

— Und Du hoffst, einen Menschen zu finden, sagte Loubens, der genug Freund der bloßen Natur ist, um Dich nicht zu ersuchen, irgend einen Fischer an das Ufer des Flusses hinzuzufügen, und an der Seite des Fischers eine Hütte, und in der Hütte einige singende Schiffer, und im Hintergrunde eine Heerde Rinder und hinter dieser Heerde einen Schäferhund, der die Rinder anbellt, und einige Schritte von den Rindern entfernt eine dicke zitternde Dame und zur Seite dieser dicken Dame ....

— Genug! genug! Entreiße mich nicht meinen Illusionen, rief Lagardelle.

Auf solche Weise unterhielten sich der Maler und der Journalist, im Schiffe ausgestreckt liegend, während Raymond, in die Erinnerung an das steinerne Haus versunken, von Pauline gesehen zu werden hoffte.

Da stieß Loubens seinen Freund Lagardelle mit dem Ellbogen und machte ihn auf Raymond aufmerksam, der, seine Freunde vergessend, mit den Händen nach dem Ufer zu grüßte und dessen schmachtende Augen das Feuer, welches ihn innerlich verzehrte, nicht verbergen konnten.

Raymond! rief ihn der Maler an.

Raymond fuhr zusammen, als er bemerkte, daß seine Gefährten der Richtung seiner Augen gefolgt waren. Mit einer ungestümen Bewegung der Ruder ließ er das Schiff eine Wendung machen, welches nun zum ersten Male sich dem Ufer näherte.

— Hast Du deine Wette gewonnen? fragte Loubens ironisch.

— Dein Gegner scheint auf der Insel Tounis zu wohnen? sagte Lagardelle.

Raymond war verlegen.

— Du machst ihm Zeichen, die ohne Zweifel besagen wollen, wie vielemal Du die Garonne bereits durchgekreuzt hast?

— Eine sonderbare Wette! fuhr Lagardelle fort. Ich müßte mich sehr irren, wenn diese angebliche Wette nicht ein Rendez-vous mit irgend einer mysteriösen Schönheit maskiren soll . . .

— Die ein tyrannischer Vater am Ausgehen verhindert, fügte Loubens hinzu.

Raymond mußte trotz seiner Unruhe lächeln.

— Ist sie schön? fragte Lagardelle.

— Ob sie schön ist! sagte Loubens; und an diese mysteriöse Schönheit werden wohl auch Raymond's Poesien gerichtet sein. Und ich, der ich diese Liebeserklärungen in meinem Journal abdrucken ließ, in dem naiven Glauben, daß es sich um eine ideale Liebe handle .... Raymond ist ganz in meine Idee eingegangen, als er den „Stern von Toulouse" zu seinem Brief-Sammelkasten machte.

— Das ist eine interessante Geschichte, sagte der Maler ... Eine rothe Flagge! fünfzig Mal Angesichts der Insel Tounis hin- und herfahren .... Wenn nun trotzdem Raymond sich mit uns einen Spaß erlaubt! Ein Schiff, zwei Gimpel .... Du wirst überwacht werden, mein lieber Raymond, denn Du läufst Gefahr.

— Wer weiß, sagte Loubens, ob das Duell mit d'Espipat nicht in dieser geheimnißvollen Leidenschaft seinen Ursprung hat.

— Ich bitte Euch ... rief Raymond, der sich beinahe errathen sah.

— Wenn es Abend wird, fuhr Lagardelle fort, wirst Du in der Umgebung der Insel Tounis zwei Männern begegnen, in große Mäntel gehüllt ....

— Von der Farbe der Ziegelwände, fügte Loubens hinzu.

— Denke daran, daß Deine Freunde über Dich wachen und bereit sind, einen Handstreich für Dich auszuführen. Das Leben in Toulouse ist von einer schrecklichen Langweiligkeit, es bedarf eines Raymond's, um dessen Einförmigkeit zu unterbrechen.

— Das Losungswort wird Liebe und Discretion sein, entgegnete Loubens.

Aber Raymond, wieder in seine Betrachtungen versunken, hörte das Gespötte seiner Freunde nicht. Das Schiff näherte sich wieder dem Ufer. Am Steuerruder hingelehnt verfolgte Raymond mit seinen Blicken die Wolken, welche sich vom blauen Horizont abzeichneten. Die Wolken sind die Vertrauten der Liebenden. Die Natur ist verschwiegen. Unerreichbar wie der Horizont, verschiedenartig wie die Zärtlichkeit entflieht die Wolke, erscheint wieder und färbt sich in reichen Farben, die dann in zartere Nuancen übergehen; von dieser Palette wählt dann der Liebende die Farbe, die ihm am meisten zusagt. In jeder verschwimmenden Form findet er das Bild seiner Geliebten wieder.

Gegenwärtig sah Raymond Pauline mitten durch die weißen Lämmerwolken hindurch.

Seine Freunde konnten sich ganz nach Herzenswunsch belustigen; Raymond hörte sie nicht. Die Sonne ging unter, und in ihren roth nnd grün irisirenden Strahlen sah der Dichter das Bild der schönen Pauline glänzen.

XVII.

An dem Tage, welcher dem, von d'Espipat den Freunden Raymond's gegebenen Souper folgte, erzählte Saturnin die Hauptbegebenheiten desselben dem Abbé Supplici, sich gleichzeitig anklagend, bis zum Ende desselben in einer solchen Gesellschaft ausgeharrt zu haben.

— Lieber Sohn, sagte der Abbé, es freut mich, von Ihnen so löbliche Gesinnungen aussprechen zu hören; in der That finde ich keine Worte, das Benehmen Espipat's zu tadeln, der sich durch die Berührung mit derartigen Leuten beschmutzt. Das Herz seiner Verwandten, der Frau v. Parrequemennières würde bluten, wenn sie von diesen Orgien Kenntniß hätte. Was nun Sie persönlich betrifft, werden Sie wohl aus dieser Abendgesellschaft mehr als eine Lehre gezogen haben, die dazu beitragen wird, Sie in den wahrhaft religiösen Gesinnungen zu befestigen.

Hierauf entwarf Abbé Supplici ein düsteres Bild von dem überhand nehmenden Skepticismus des Bürgerthums, welches der Dr. Gardouche repräsentirte.

— Das sind die echten Söhne ihrer Väter, rief er aus; sie wollen mit der Feder die Verheerungen fortsetzen, welche ihre Ahnen mit der Streitaxt begonnen haben. Die Revolutionsmänner vergoßen Blut; die Bourgeoisie vergießt eine Tinte, die noch gefährlicher ist.

Als die Jeux-Fleureaux von den Angriffen des Doctors Gardouche bedroht war, theilte der Abbé die Rolle, welche die Akademie zu spielen berufen war, Saturnin mit, weihte denselben in die Interessen, auf welche sie sich stützte, ein, und belehrte ihn, von welcher Wichtigkeit ihr Bestand in einer glaubenslosen Zeit sei.

— Hätte ich wohl in dieser Akademie ein Fauteuil angenommen, rief der Abbé (denn diese Functionen, welche mich meinen religiösen Pflichten entziehen, sind noch überdies sehr schwieriger und zarter Natur), wenn ich dasselbe nicht für einen Wachposten auf einem Leuchtthurme angesehen hätte, ja wohl auf einem Leuchtthurme, der die Bestimmung hat, denjenigen, welche sich auf der

Fluth der Irrlehren schiffbrüchig herumtreiben, als Leitstern zu dienen.

Dem Abbé Supplici zufolge hatte die Akademie so tiefe Wurzeln gefaßt, daß die Freunde des René d'Espipat, trotz ihrer Glaubensschwäche, die Suprematie der Jeux-Fleureaux anerkannten, indem dieselben Raymond anriethen, seine Gedichte bei der nächsten Preisbewerbung dahin einzusenden.

— So ruft der eingefleischteste Atheist unfreiwillig den Namen Gottes an, sagte der Abbé.

Der Meinung des Priesters zu Folge gab es gewisse Mitglieder der Bourgeoisie, welche der Akademie blos deshalb feindlich gesinnt waren, weil dieselbe ihrer Eitelkeit tödtliche Wunden geschlagen hatte.

— Dieser Gardouche, sagte er, hat mehr als ein Paar Schuhe abgetreten auf seinen Gängen, welche ihm einen Sitz in dem Capitel einbringen sollten, aber von der Aufnahme, die ihm Seitens jener Mitglieder, bei denen er seine Bewerbung durchsetzen wollte, zu Theil wurde, belehrt, daß dieselbe von mehr als zweifelhaftem Erfolge sein dürfte, rächt er sich nun, indem er das Andenken unserer Schutzheiligen angreift, welche eben so wenig, als die Mysterien unserer heiligen Religion geleugnet werden kann.

Saturnin von Poucharramet hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

— Warum, lieber Sohn, rief der Abbé, hat Ihnen der Himmel, dem Anscheine nach, die Gabe der Poesie versagt? Ohne Zweifel ist Ihnen, während diese Orgie gefeiert wurde, das Blut zu Kopfe gestiegen; Sie hätten sich vielleicht von Ihren Gefühlen hinreißen lassen, sich des Wortes bemächtigt und auf diese Gotteslästerungen geantwortet, während es doch weise

von Ihnen gehandelt war, Ihre Gefühle in Ihre Brust zurückzudrängen und mich darüber zu Rathe zu ziehen. Fahren Sie nur fort, lieber Saturnin, mit diesen Leuten zu verkehren und fürchten Sie nicht, Ihr Gewand der Unschuld in deren Gesellschaft zu beschmutzen; die Grundsätze, die ich Ihnen eingeprägt habe, sind eine Rüstung, welche jeden Schmutz von Ihnen fern hält. Hören Sie nur die Gespräche dieser Freigeister mit an. Es ist sehr gut, wenn ich unterrichtet bin, bis zu welchem Grade der Irrglaube sich ihrer Seelen bemächtiget hat. Eines Tages werde ich sie zu heilen wissen. So sprechen die jungen Leute, wenn ihr Kopf von Thorheit erfüllt ist; wenn dieselben das Leben besser erkannt haben werden, dürften sie zur Einsicht kommen, daß verächtliche Sarkasmen eine schlechte Stütze abgeben.

Der Abbé empfahl Saturnin, die Hauptangriffe seiner Gegner sich zu notiren, dieselben reiflich zu erwägen und sich darauf vorzubereiten, sie widerlegen zu können.

— Welch' ein Ruhm für Sie, theurer Sohn, wenn Sie, sobald dieser Gardouche seine schändliche Denkschrift dem Drucke übergeben haben wird, in jeder Beziehung ausgerüstet, für die Vertheidigung der Clemence Isaure eintreten werden! Denken Sie daran, daß nach drei in der Akademie erfochtenen Siegen den glücklichen Kämpen ein Fauteuil erwartet.

Der Abbé Supplici bemerkte an Saturnin's Mienen, daß die Widerlegung, welche er dem jungen Manne so warm empfahl, diesem nicht sonderlich zuzusagen schien.

Ja wohl, sprach er zu sich selbst, ein Gelehrter wäre von Nutzen, um zu beweisen, wie sehr die Ver-

neinungen dieses Gardouche von einer niedrigen und lasterhaften Seele ausgehen.

Der Abbé Supplici ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

— Es ist eine Fügung des Himmels, sagte er zu Saturnin, die Sie in die Gesellschaft dieser jungen Leute geführt hat .... Sie haben die Poesien des Herrn Raymond vernommen; man hat dieselben mit Beifall überschüttet .... Haben Sie in diesem Augenblicke nicht ebenfalls eine innerliche Erschütterung gefühlt?

Der Abbe Supplici ergriff Saturnin's Hände.

— Theurer Sohn, Sie haben vielleicht ebenfalls im Geheimen Verse und Poesien versucht, ohne es mir zu gestehen?

Saturnin antwortete nicht und senkte die Augen.

— Reden Sie, ich kann es nicht errathen, sprach Abbé Supplici, die Hände seines Zöglings drückend, Sie scheinen es verneinen zu wollen .... Dem ungeachtet habe ich Ihre Augen Funken sprühen sehen, als Sie von den Poesien Ihres Gefährten gesprochen haben.

Fortwährend hielt Abbé Saturnin's Hände in den seinen, als wollte er aus selben dessen Gedanken herauspressen.

Einen Augenblick verweilten Beide schweigend, der Priester in der Erwartung, daß endlich eine Mittheilung dem Herzen Saturnin's entschlüpfen würde; diese kam aber nicht aus seinem Munde, sondern sie verrieth sich auf seiner Stirne und in dem Zittern seiner Hände.

— Um so besser, rief Abbé Supplici, die niedergeschlagenen Augenwimpern seines Zöglings fixirend, aus; um so besser, wenn Ihnen die Ueberlegenheit Ihres

Collegen und Jugendfreundes peinlich ist. Der Nacheiferungstrieb hat Ihnen bis jetzt gefehlt .... Wenn Sie den Stachel eines Nebenbuhlers fühlen, werden Sie selbst zum Dichter werden.

Saturnin, der sich derartig von dem Priester durchschaut sah, gerieth in Verwunderung.

— Man muß jedoch, theurer Sohn, für's Erste wissen, in welches poetische Gewand Sie Ihre Gedanken kleiden werden .... haben Sie schon manchmal über die verschiedenen Arten nachgedacht, mit deren Hilfe die Menschen ihre Empfindungen wiedergeben? Sie haben die ritterlichen Sonette des Herrn d'Espipat vernommen; der geringe Grad von Vergnügen, welche dieselben Ihnen verursacht haben, beweist, daß die Lebensweise, welche derlei Poesie erzeugt, Ihnen glücklicherweise unbekannt ist. Die Geckenhaftigkeit im Vereine mit Unverschämtheit hat nie Ihrer sinnigen Natur entsprochen. Desgleichen können auch die verliebten Poesien des Herrn Raymond nicht Ihr Ideal sein. Das Schäfer-Gedicht und die Idylle behandeln viel zartere Gegenstände. Das Laub der Bäume, die Reize des Frühlings, die Heerde und ihre Hirten in lieblichen Gedichten zu besingen, verlangt bevorzugte Naturen, welche den Ruhm der vielgepriesenen Classiker des Alterthums mit Leichtigkeit überflügeln können.

Denn welcher Beifall müßte einem Idyllendichter zu Theil werden, welcher beim Fluge des Vogels und dem Erblühen der Rose zugleich den Schöpfer als Vermittler darstellte? Gott ist überall; unsere modernen Dichter hingegen zeigen ihn nirgendswo.

Lieber Sohn, Sie haben die Reize des ländlichen Lebens noch nicht genug erprobt. Lassen wir daher die

Idylle und das Schäfer-Gedicht vorläufig bei Seite. Elegisch sind Sie noch nicht; ja Ihre Natur scheint Ihnen selbst für die Zukunft jede Hinneigung zur Elegie versagen zu wollen .... Sie müssen sich daher, lieber Saturnin, bemühen, ein Mittelding zwischen Ode und Epistel für sich zu wählen. Monseigneur äußerte sich kürzlich bei einer Sitzung der Jeux-Fleureaux: „Die Ode verschwindet, die Ode ist todt!" Allein wir brauchen ein mächtiges Instrument für unsere Siegeshymnen, eine eherne Posaune .... Die Epistel ist zu bescheiden.

In diesem Augenblicke brachte die Dienerin dem Abbé Supplici ein schwarz berändertes Schreiben.

— Dieser arme Canonicus Vafflard, auch er hat sterben müssen! rief der Priester aus, den Brief entfaltend. Die Kirche erleidet dadurch keinen sonderlichen Verlust. Er war ein beschränkter Kopf, ein schwacher Geist, dieser Abbé Vafflard. Er hat nie mitgekämpft, um die religiösen Principien triumphiren zu machen. Ein in religiösen Dingen gleichgiltiger Priester! welchen Werth kann er haben? Das Capitel wird ihn nicht bedauern.

Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß Saturnin ihn hörte, hielt der Abbé Supplici dem Canonicus Vafflard diese ironische Leichenrede.

— Ah! ja wohl, rief plötzlich der Abbé aus, das ist ja ein ganz köstlicher Stoff: „Der Tod des Priesters." Monseigneur hatten einiges Wohlwollen für den Abbé Vafflard ... Welche vortreffliche Idee, dessen letzte Augenblicke zu schildern! Ah! lieber Sohn, der Clerus wird es Ihnen Dank wissen, wenn Sie dieses pietätsvolle Werk unternehmen. Abbé Vafflard hatte auch seine Vorzüge .... Er war auf der Kanzel gerade nicht glänzend, aber ich erinnere mich eines Falles, wo die Männer des Justizhofes seine Sprechweise

rühmten .... Saturnin! das ist ein Thema, welches Sie besser als jeder Andere zu behandeln verstehen... Das Leichenbegängniß wird mit Pomp stattfinden, Sie dürfen dabei nicht fehlen .... Nehmen Sie sich ein Muster an den Reden, die man an dem Grabe des würdigen Canonicus Vafflart halten wird ... Sie werden einige Züge aus seinem Privatleben sammeln... Es war eine edle, ehrenwerthe Natur, unser bedauernswerther Vafflart, sein Tod muß ein sanfter gewesen sein....

Als der Abbé Supplici Saturnin entließ, trug er ihm nochmals auf, über diesen Gegenstand reiflich nachzudenken und seine darauf bezüglichen Versuche ihm selbst vorzulegen, indem er bereit sei, ihm nützliche Rathschläge zu ertheilen.

XVIII.

Raymond benützte die ersten Tage, an welchen es ihm erlaubt war, das Haus zu verlassen, um bei Negogousse einen Besuch abzustatten. Die Erkundigungen über sein Befinden, welche der Oelhändler häufig durch Mamette hatte einziehen lassen, erlaubten es dem Liebenden, die Schwelle des steinernen Hauses, in welches Eingang zu finden er sich nie hätte träumen lassen, zu überschreiten.

Eine eigenthümliche Aufregung machte das Herz des jungen Mannes erbeben, als er an der Pforte des Hôtels anläutete.

Negogousse befand sich gerade in Gesellschaft seiner Tochter bei Tische, als sich Raymond ihm vorstellte.

Pauline, obwohl auf diesen Besuch vorbereitet, erröthete dennoch. Zum ersten Male vernahm sie nun die Stimme desjenigen, der ihr ganzes Leben ausfüllte, und als Negogousse seine Tochter vorstellte, fiel es den beiden Liebenden nicht ein, über diesen Vater zu lächeln, welcher der Meinung war, daß die jungen Leute sich zum ersten Male sahen.

Eine noch größere Verlegenheit als sie Pauline empfand, hatte sich Raymond's bemächtigt; er fühlte Reue über sein Benehmen, denn die Reinheit seiner Liebe verhinderte ihn jene Täuschung loyal zu finden, welche er in Gemeinschaft mit Pauline sich gegen deren Vater erlaubt hatte.

Selbst ohne alle Leidenschaft, konnte Negogousse die Nothwendigkeit des Duells nicht begreifen; dasselbe hatte auf die Cours-Notirung in seinem Geschäfte keinen Einfluß, und so hatte er der Krankheit des Sohnes seiner Nachbarin auch nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit zugewendet, obgleich dieses Ereigniß die ganze Stadt erfüllt hatte. Die Conversation blieb daher frostig. Raymond selbst wagte Pauline nur verstohlen anzusehen, aus Furcht, seine Gemüthsbewegung noch zu erhöhen.

Es war dies einer jener Besuche, in Folge deren sich schüchtern Liebende mit schwerem Herzen, aufgeregten Nerven und ängstlich in die Zukunft blickend, zaghaft zurückziehen.

Negogousse hatte Raymond zum Wiederkommen nicht eingeladen. Das steinerne Haus war daher dem Schreiber jetzt verschlossener als je. Er hatte an diesem Tage eine seltene Gelegenheit, sich Paulinen nähern

zu können, verloren. Raymond fühlte sich derartig schmerzlich bewegt, daß er sein ganzes Wehe in einen Brief ergoß, um sich Paulinen gegenüber zu rechtfertigen, da er sie durch seine verlegene Haltung verletzt zu haben glaubte. Es war ein feuriger Brief, in welchem bei jeder Zeile die Flamme, welche das Herz des Liebenden verzehrte, zum Durchbruche kam.

Raymond's Bedauern war um so heftiger, als er jetzt wieder in die Kanzlei des Herrn Trebons zurückkehren und sich daselbst in die Prüfung langweiliger Rechtsfälle stürzen mußte.

Durch einen jener Zufälle, welche Verliebte auf Rechnung der Vorsehung zu setzen pflegen, trat an demselben Tage, an welchem Raymond wieder in der Mitte seiner Gefährten Platz genommen hatte, Negogousse kurz nach ihm selbst, in die Kanzlei. Glücklicherweise saß Raymond in diesem Augenblicke an seinem Pulte, denn sonst hätte seine Verlegenheit ihn gewiß verrathen. Als er Paulinen's Vater ansichtig wurde, erbleichte er, ein Zittern ergriff seinen ganzen Körper, und die Feder, welche er in Händen hielt, ließ auf das Papier einen Tintenkleks fallen.

Der Kanzleichef wies Herrn Negogousse gegen die Thüre zum Cabinete des Rechtsfreundes, und nachdem der Kaufmann in dasselbe eingetreten war, blieb in Raymond's Herzen eine tiefe Bangigkeit zurück.

War seine Liebe für Pauline von einem erzürnten Vater entdeckt worden, und kam derselbe nun, sich bei Herrn Trebons über das Benehmen seines Schreibers zu beklagen? War der Brief, den er Tags vorher nach seinem Besuche an Pauline gesendet hatte, vielleicht in die Hände des Kaufmanns gerathen?

Die Einbildungskraft der Liebenden beschäftigt sich so ausschließlich mit dem Begriffe Liebe, daß man diese, obwohl das Gleichniß etwas prosaisch klingt, mit den Beinen der Tänzer vergleichen kann, welche zum Nachtheile des übrigen Körpers die ganze Kraft desselben für sich allein in Anspruch nehmen. Indem den Verliebten alle andern Gegenstände gleichgiltig erscheinen, wird folgerichtig auch die Einbildungskraft derselben in allen andern Beziehungen, wo es sich nicht um ihre Liebe handelt, geschwächt.

Für die übrigen Schreiber hatte Negogousse's Eintritt in das Cabinet des Rechtsanwaltes blos eine geschäftliche Bedeutung, Raymond hingegen dachte nur an das, was ihn persönlich berührte. Er wurde jedoch bald durch den Kanzleichef aus seinem Wahne gerissen, der von dem Sachwalter in's Cabinet berufen, bei seiner Rückkehr berichtete, daß es sich um einen wichtigen kaufmännischen Proceß zwischen Negogousse und einem reichen Geschäftsmanne aus Avignon handle.

— Ein schöner Proceß! rief, sich die Hände reibend, der Kanzleichef aus, der sich schon ganz in die Gerichtsprocedur vertiefte, und sich über einen Proceß beglückwünschte, in welchem bedeutende Capitalisten einander gegenüberstanden.

Raymond hörte aufmerksam den Worten des Kanzleichefs, so wie dem Geplauder seiner Cameraden zu, welche alle Stadtgespräche, die das Vermögen und die Geschäftsoperationen des reichen Negogousse betrafen, eifrig wiederholten.

— Welch' eine Mitgift für die Tochter! rief der Kanzleichef aus, der schon von dem Ankaufe eines Zukunfts-Notariats träumte.

Dieses Wort machte auf Raymond einen unangenehmen Eindruck. Geld reimt sich schlecht mit Liebe.

Der Kanzleichef war anderer Ansicht. Er kam immer wieder auf die Mitgift des jungen Mädchens zurück, welche, wie man sagt, hinreichen würde, selbst die beste Kanzlei in Toulouse zu bezahlen.

Unerquickliches Gespräch für einen Liebenden! War es nicht grausame Wirklichkeit, welche sich unter diesen Worten verbarg? In diesem Augenblicke wünschte Raymond, daß Pauline und ihr Vater arm wären!

Wenn ein Mann von nur mittelmäßigem Vermögen in die Kanzlei des Rechtsanwaltes eingetreten wäre, so hätte er die Aufmerksamkeit der Schreiber gar nicht auf sich gezogen. Dem Reichen hingegen scheinen unsichtbare Lakeien mit Geldsäcken beladen voran zu schreiten und wohin immer auch der Mann sich wenden möge, klingen Thaler in den Ohren der Leute und geben Anlaß zu endlosen Bemerkungen.

Raymond hatte noch nicht das Alter erreicht, dessen ganzes Wörterbuch auf jeder Seite blos die drei Worte: Liebe, Geld und Ehrgeiz enthält, und welchem die anderen Worte, die doch so viele Leute in Unruhe versetzen, blos eine nebensächliche Bedeutung haben.

Raymond buchstabirte immer noch an dem ersten Worte, und Jahre sollten verstreichen, ehe er das volle Verständniß desselben erlangen sollte.

In verschiedenen Zwischenräumen war Negogousse in der Kanzlei erschienen, ohne Raymond unter den Schreibern auch nur bemerkt zu haben. Der Kaufmann selbst war von seinem Geschäfte geistig vollkommen in Anspruch genommen und dies beschäftigte gleichzeitig auch die Einbildungskraft der Schreiber.

Trebons begleitete Herrn Negogousse mit so vielen Bücklingen bis zur Thüre, als hätte er einen Prinzen empfangen.

Der Name Negogousse nahm dann in dem Munde des Rechtsanwaltes einen feierlichen Klang an, den nachzuahmen der Kanzleichef sich auf's eifrigste bestrebte; aber das Eigenthümliche dieser Betonung schien nur Herrn Trebons vorbehalten zu sein, wenn er aus seinem Cabinete tretend rief:

— Wie steht es mit dem Processe des Herrn Negogousse?

Oder:

— Beschäftigt man sich mit der Angelegenheit des Herrn Negogousse?

Oder:

— Beeilen wir uns mit der Angelegenheit des Herrn Negogousse.

Wenn Herr Trebons Negogousse grüßte, so galt dieser Gruß mehr den Geschäften des Herrn Negogousse als dem Manne selbst. Der Kaufmann war groß, stark, breitschulterig. Der Advocat schwächlich, hager und von kleiner Statur. Es war für die Schreiber ein unterhaltendes Schauspiel, wenn der Sperling den Elefanten grüßte; aber der Rechtsanwalt hatte mehr Scharfsinn als ein Sperling und nichts bewies, daß Negogousse die Intelligenz des Elefanten besaß.

Raymond hatte die Gemüths-Bewegung bei dem ersten Besuche des Kaufmannes überwunden, und dachte eben so wenig mehr an diese Wolke, als der Bauer an den Hagel denkt, der sein Feld bedrohte, nachdem der Sturm denselben bereits vorbeigejagt.

Eines Tages ersuchte der Kanzleichef Saturnin mit einer Stimme, in welcher man einige Aufregung

bemerken konnte, sich in das Cabinet des Herrn Trebons zu verfügen; mit sorgenvoller Miene machte der Kanzleichef den jungen Leuten, die seiner Leitung anvertraut waren, die Mittheilung von einem in den Jahrbüchern der Gerichtsordnung unerhörten Ereignisse.

Herr Trebons hatte die Negogoussischen Acten den Händen Saturnins von Poucharramet, der noch keine sechsmonatliche Praxis aufzuweisen hatte, übergeben. Ein undankbarer Chef entzog dem Vorsteher der Kanzlei die Vorrechte, auf welcher dieser durch seinen Titel und seine fünfjährige Dienstzeit Anspruch zu machen das volle Recht hatte. Man enthob ihn seiner Functionen, um damit einen Duckmäuser, einen schlechten Kameraden zu bekleiden!

Diese Mittheilung erregte ein solches Murren, daß Raymond dadurch aus seinem Hinbrüten gerissen wurde.

Mit erschreckten Mienen, gleich jenen eines Mannes, den man plötzlich aus tiefem Schlafe erweckt, konnte er die Aufregung seiner Kameraden nicht begreifen; als er jedoch den Namen Negogousse mit jenem Saturnin's in Verbindung gebracht hörte, horchte er auf.

Der Kanzlei-Chef setzte in diesem Augenblicke die Wichtigkeit des Negogoussischen Processes auseinander und versicherte, daß dergleichen seit seinem Eintritte in die Kanzlei bei dem Civil-Tribunale noch nicht vorgekommen sei.

Das würde mehrere mit einander verwickelte Processe, die muthmaßlich eine Reihe von Jahren dauern könnten, geben, eine Goldgrube, nach deren Ausbeutung Herr Trebons sich ohne Zweifel in's Privatleben zurückziehen würde. Die Leitung einer derartigen Angelegenheit den Händen Saturnin's anvertrauen, hieße den Plan

einer großen Schlacht einem gemeinen Soldaten zur Revision übergeben.

— Ich bin entschlossen, weder Unterweisungen noch Aufträge von einem Poucharramet anzunehmen, und wenn mir der Chef keine Gerechtigkeit widerfahren läßt, so lasse ich die ganze Bude im Stich.

Der Aufenthalt Saturnin's in der Kanzlei hatte demselben keine Sympathien erworben. Die gesenkten Blicke, die feuchten warmen Hände des Zöglings des Abbé Supplici hatten ihn nicht im Vertrauen seiner jugendlichen Gefährten festen Fuß fassen lassen. Trotz der Umwandlung, die Saturnin mit seiner Toilette vorgenommen, verrieth er in seiner neuen Kleidung eine verlegene und beengte Haltung; sein ganzes Wesen hatte etwas von einem ungeschickten Schauspieler an sich. Er hatte es noch nicht zu dem scheinbaren Skepticismus gebracht, welcher den Priester in einem Salon auszeichnet. Jedes scherzhafte Wort erschien ihm als etwas Satanisches und es widerstrebte seinem Munde, eine verbindliche Aeußerung auszusprechen.

Raymond hingegen hatte sich trotz seines träumerischen Wesens die Sympathien Aller erworben. Die Schreiber, heitere und gutmüthige Gesellen, spotteten über sein andauerndes Hinbrüten, Raymond jedoch, der nur auf die Eingebungen seines Herzens lauschte, war selbst der erste, der darüber lächelte, wenn er, durch irgend eine Frage in die wirkliche Welt zurückgerufen, seine Geistesabwesenheit bemerkte, und ertrug mit Gutmüthigkeit die Sticheleien seiner Kameraden.

Wenn der Verdruß des Kanzleichefs, sich durch Saturnin ersetzt zu sehen, im Herzen der jungen Leute ein Echo fand, so hatte dieser Umstand bei Raymond eine

Wirkung, als ob der Stoß einer Wagendeichsel seine Brust getroffen hätte.

Die Liebe macht egoistisch.

Alles, was mit Paulinen im Zusammenhange stand, erschien Raymond als ob es ihn selbst beträfe.

Binnen Kurzem wird Saturnin in Verkehr mit Paulinen's Vater treten. Die Kanzleigeschäfte mußten ihn unvermeidlich in das steinerne Haus führen. Er wird da Paulinen begegnen. Vielleicht wird er sie sogar lieben, denn wer könnte Paulinen sehen, ohne sie anzubeten? dachte Raymond.

Verliebte räumen dem Weibe ihrer Wahl einen so hohen Platz ein und umgeben sie mit einem solchen Strahlenkranze, daß ihrer Ansicht nach jeder Mann bei ihrem Anblicke von einer heftigen Leidenschaft ergriffen werden muß. Wer an Liebe denkt, denkt auch an Eifersucht. Lieben ohne Eifersucht heißt nicht lieben, und die Eifersucht ist die grausamste Qual, die der Mensch erdulden kann.

Raymond belauerte das Gesicht Saturnin's, während dieser arbeitete und bemerkte zum ersten Male die scheinheiligen Linien, welche auf seiner Physiognomie ausgeprägt waren; er litt darunter, daß derjenige, den er seinen Nebenbuhler nannte, ein Scheinheiliger sei, denn er fürchtete, daß die Scheinheiligkeit, durch welche so viele Menschen sich verlocken lassen, auch Saturnin bei Negogousse nützen könne. Hatte sich Saturnin um die Geschäfte, mit denen er jetzt zum Nachtheile des Kanzleichefs betraut worden war, nicht schon seit lange bewerben müssen? Was hatte Herrn Trebons dazu vermocht, einem Neulinge in der Kanzlei einen so complicirten Proceß, welcher die ganze Aufmerksamkeit eines in Geschäften erfahrenen Praktikers erforderte, anzuver-

trauen? Mehr als eine Nacht brachte Raymond damit zu, die Gründe abzuwägen, welche zu Gunsten seines Nebenbuhlers sprechen konnten.

Inzwischen hatte der Kanzleichef es nicht versäumt, seinen Verdruß dem Rechtsanwalt gegenüber auszusprechen.

— Sie würden Recht haben, lieber Julien, sagte Herr Trebons, wenn ich Ihnen mein Vertrauen entzogen hätte, um es plötzlich einem Neulinge zu schenken. Ich habe die Negogoussische Angelegenheit Herrn von Poucharramet übergeben, damit er aufmerksam die Phasen eines Processes verfolge, der gewiß noch andere nach sich ziehen wird. Herr v. Poucharramet ist mir, wie Sie wissen, von einem Geistlichen empfohlen worden, dem ich nichts verweigern darf . . . Saturnin wird da in eine wichtige Angelegenheit eingeweiht, sonst nichts . . . . Ich wollte seine Wißbegierde anregen; heutigen Tages studiren die jungen Leute die Rechtswissenschaft, ohne deren hohes Interesse zu begreifen.

Der Kanzlei-Vorsteher, ganz entzückt, daß sein Chef ihm sein Vertrauen nicht entzogen habe, erzählte seinen Gefährten das Resultat seines Gespräches mit dem Rechtsanwalt; und wenn trotzdem in dem Geiste Raymond's eine gewisse Bitterkeit verblieb, so hatte der Negogoussische Proceß doch zur Folge, daß Raymond von dem ihn ausschließlich beherrschenden Bilde Paulinen's etwas abgezogen wurde.

Er überraschte sich jetzt oft selbst bei Fragen, die er dem Kanzleichef über die Rechtswissenschaft stellte. Auch er wollte sich in die Geheimnisse dieses großen Processes einweihen.

XIX.

Die auf Abbé Supplici gefallene Wahl hatte aus selbem eine bedeutende Persönlichkeit, namentlich im Salon Parrequemennières gemacht. Man wußte ihm Dank dafür, daß durch ihn einer ernsten akademischen Schwierigkeit abgeholfen worden; und wenn auch Lafitte-Vigordanne und Escanecrabe ihm einigen Groll nachtrugen, so hatten nichtsdestoweniger diese beiden Nebenbuhler es nicht verabsäumt, in der Abtei einen Höflichkeitsbesuch abzustatten.

Seit dem Tage der Wahl nahmen die Kräfte des Marquis von Pechbusque ab, der in Folge der langen Sitzungen halb todt nach Hause gebracht worden war. Der Onkel der Frau v. Parrequemennières aber ertrug diese Anstrengung besser und war schon nach einigen Tagen im Stande, nach den Hyérischen Inseln abzureisen, überall verkündend, daß es nun unnöthig sei, ihn im Falle einer Neuwahl wieder zurückzuberufen, da jetzt eine wachsame Schildwache, der Abbé Supplici nämlich, auf die Schwelle des Capitels gestellt worden sei.

Hätte der Priester nicht selbst die Furchen seines Glückes in diesem aristokratischen Erdreiche gezogen, diese Aeußerung des Herrn von Castelgaillard würde genügt haben, ihn in einem Salon feste Wurzeln fassen zu lassen, von welchem die geheimnißvollen elektrischen Fäden ausgingen, die ganz Toulouse umspannen, um in dem Saale der Jeux-Fleureaux ihren Knotenpunkt zu finden.

Von jetzt an richtete der Abbé Supplici seine Batterie darnach ein, um den Erfolg Saturnin's vorzubereiten. Wie wird sich der Schreiber mit den Stanzen des sterbenden Priesters zurecht finden? Zuweilen hielt der Abbé die Realisirung dieser Idee für eine Unmöglichkeit; aber nachdem er einmal den Namen Saturnin's von Poucharramet als denjenigen eines Zukunftspoeten, auf welchen die Akademie ihre Blicke werfen sollte, genannt hatte, brachte diese Ankündigung unter den Gästen der Frau von Parrequemennières eine gewisse Sensation hervor.

Er benützte auch eines Tages, wo die Gäste sich in kleine Gruppen aufgelöst hatten, den Moment, um der Frau von Parrequemennières das Betragen ihres Neffen, welches den frommen Seelen reichliches Aergerniß bot, zu denunciren.

— René! rief Frau v. Parrequemennières aus.

— Ja, Frau Marquise, Herr v. Espipat, der seinen Namen durch den Verkehr mit unsern Feinden compromittirt, welcher ihren Gotteslästerungen Beifall spendet und mit den Feinden der Kirche gemeinschaftliche Sache macht.

Frau v. Parrequemennières lächelte, und nun war die Reihe an Abbé Supplici, sich derselben Lection zu unterwerfen, die er Saturnin auferlegt hatte, als er demselben die Nothwendigkeit bewies, einigen Skepticismus zur Schau zu tragen.

Das Duell mit Raymond hatte René v. Espipat in Toulouse populär gemacht.

Wenn er eine Neigung für alltägliche Erfolge gehabt hätte, wäre René der König der Studenten geworden; aber d'Espipat war eine durch und durch aristokratische, fast englische Natur, die keinen Werth darauf

legte, die Rolle eines Fajon bei den Studenten zu spielen. Er mengte sich selten unter sie, indem er ihren Vergnügungen das Reiten, das Spiel und den Fechtboden vorzog. Er wäre im Collegium der Rechtswissenschaften für einen Aristokraten verschrieen worden, wenn seine Tapferkeit, Tollkühnheit, seine Verschwendung und stolze Miene nicht imponirt hätten.

Mit seinem rothen Schnurrbarte in Spitzen gedreht, seinen kleinen aber durchdringenden Augen, seinem vorspringenden Kinn, war d'Espipat nicht ohne Aehnlichkeit mit den spanischen Infanten, voll souveränen Hochmuths, die Velasquez Pinsel verewigt hat.

René war ein vollendeter Cavalier; ja selbst die Freuden der Welt, die Orgien, die thörichten Liebschaften hatten seine Geisteskräfte nicht schwächen können. Er hatte während seines frühern Aufenthaltes in Paris ein Buch unter dem Titel: Der Rauch einer Cigarre veröffentlicht, welches bei der Jugend und den Leichtfertigen großes Glück machte, trotzdem dessen Windbeuteleien nach der Patrone Alfred de Musset's zugeschnitten waren; aber bei den Toulouser Studenten genügten diese geistreichen Poesien, den Ruf eines Edelmannes zu vollenden, der mit der Fertigkeit der körperlichen Uebungen auch eine gewisse Cultur des Geistes verband.

Die Toulouserinnen, große Damen sowohl als Grisetten, waren alle von diesem glänzenden René bezaubert, der jedoch sein Herz nicht der Ersten-Besten hingab. Er war jung, hatte ein vornehmes Aeußere, viel Welt, noch mehr Schulden; seine Verwandte, Frau v. Parrequemennières, vertheidigte ihn bei jeder Gelegenheit mit Wärme, und wenn auch einige edle Damen sich über die tollen Streiche dieses „Wildfanges" beklagten, unterließen sie es dennoch nicht, ihn bei seinem

Eintritte in den Salon mit Zuvorkommenheiten zu überhäufen.

Dies war eine Lection für den Abbé Supplici, der seine eigene Ungeschicklichkeit mit Verdruß empfand. Verblieb doch immer in dem Geiste dieses gelangweilten Adels eine gewisse Vorliebe für diese artigen Jungen, die Träger eines großen Namens, stolz genug auf ihre Titel, um keine Mesalliance einzugehen, und die wie zur Zeit der Regentschaft ihren Degen tapfer zu gebrauchen wußten.

René's Gegenwart brachte Zerstreuung in das aristokratische Quartier. Hat man René gesehen? Was macht René? Dies waren die Fragen, welche sich die Frauen stellten, wenn der junge Mann acht Tage verstreichen ließ, ohne sich bei der Marquise gezeigt zu haben.

— Ich fürchte, Herr Abbé, daß Sie meinen Neffen nicht kennen, sagte Frau v. Parrequemennières. Er ist jung und amüsirt sich gerne; weit entfernt sich Ihnen gegenüber als Feind der Kirche zu geberden, würde er Sie durch den Reiz seiner Conversation gewiß derartig einnehmen, daß Sie ihn fortan bei jeder Gelegenheit vertheidigen würden.

Denselben Abend noch stattete René seiner Tante den schuldigen Besuch ab. Die Aufnahme, welche dem jungen Manne von den adeligen Damen zu Theil wurde, veranlaßte den Abbé zu dem Vorsatze, seinen Fehler gut zu machen.

— Liebe Tante, sprach René, die Hand der Frau v. Parrequemennières küssend, Sie müssen mich entschuldigen, daß ich es so lange versäumt habe, Sie zu umarmen; aber Sie werden mir gewiß Ihre Verzeihung zu Theil werden lassen, wenn ich Ihnen sage,

daß ich einem liebenswürdigen Burschen einen abscheulichen Degenstich, den ich ihm beigebracht habe, vergessen zu machen bemüht war. Mein Gegner ist nun mein Freund geworden und ich bitte Sie um die Gnade, Ihnen selben vorstellen zu dürfen.

— Ist er von Adel? fragte die Marquise.

— Er ist Dichter, Madame.

— Wahrhaftig! rief Frau v. Parrequemennières aus. Es scheint, als wollte der Liebeshof wieder seine Sitzungen eröffnen. Ist doch in Toulouse jetzt von nichts Anderem die Rede als von Poesie .... So eben erst hat uns der Herr Abbé von einem jungen Barden, der zu großen Hoffnungen berechtiget, gesprochen, dem Dichter der Stanzen eines sterbenden Priesters.

René betrachtete den Abbé Supplici, der um sich der Marquise dafür, daß sie seines Schützlings Erwähnung gethan, dankbar zu bezeigen, tief verneigte.

— Den Dichter des „sterbenden Priesters" kenne ich nicht! sagte René im wegwerfenden Pariser Ton, der nur ihm allein bei der Marquise gestattet war.

— Herr v. Espipat, sagte der Abbé, der von seiner Familie meiner Leitung anvertraute junge Dichter hat mir von dem günstigen Eindrucke erzählt, den Sie gelegentlich Ihres, Ihrem Gegner so edelmüthig angebotenen Bankettes auf ihn hervorgebracht haben.

— Wie ist der Name des jungen Barden, Herr Abbé? fragte Frau v. Parrequemennières.

— Saturnin v. Poucharramet, Frau Marquise.

— Ich erinnere mich nicht diesen Namen während des Diners gehört zu haben, sagte René.

— Er hatte nur Ohr für Ihre geistreichen Poesien Herr Marquis. Saturnin ist auf Ihr Genie eifersüchtig geworden. ... Jede Strofe, sagte er zu mir ist ein

Muster der Anmuth und Elegance . . . Und wenn es keine Unbescheidenheit ist, Herr Marquis, so würde ich Sie um die Mittheilung Ihrer Poesien ersuchen, indem ich mich glücklich schätze, daß Frau v. Parrequemennières so freundlich war mir die Gelegenheit Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu verschaffen.

René verbeugte sich, und doch hatte die Physiognomie des Abbé nichts Sympathetisches für ihn.

— Herr Abbé, sagte er, ich werde, wenn Sie es wünschen die Ehre haben, Ihnen den Band meiner Poesien zuzuschicken . . . Er enthält nichts als die Eingebungen meiner Laune und ich betrachte es als unnütz, dieselben dem Verfasser des „sterbenden Priesters" mitzutheilen; sie würden seinem Geschmacke nur mittelmäßig zusagen.

— Weshalb glauben Sie dies, Herr Marquis?

— Weil wirklich an unserem Tische sich ein Gast befand, der in unsere Heiterkeit nicht einstimmte...

— Der gute Saturnin ist so schüchtern! versetzte der Abbé.

— Wir haben übrigens seiner nicht geachtet, wir waren alle zu sehr mit Thorheiten beschäftigt.

Ich will hoffen, Herr Marquis, antwortete Abbé Supplici, daß der Dichter des „sterbenden Priesters" Ihre Bekanntschaft an einem für ihn glücklicheren Tage fortsetzen wird, wenn er die Ehre haben sollte, in nähere Verbindung mit einem so ausgezeichneten Dichter, als es der Neffe der Frau v. Parrequemennières ist, zu treten.

So endete die Begegnung zwischen d'Espipat und dem Abbé. Sie sahen sich hernach bei einer der späteren Soiréen wieder, in welche René seinen Freund Raymond einzuführen er von seiner Tante die Erlaubniß erhalten hatte.

Frau von Parrequemennières empfieng anfangs den neuen Ankömmling ziemlich kühl. Er war unbetitelt und sein Name hatte einen bürgerlichen Klang; aber René hatte es sich in den Kopf gesetzt, Raymond in einem Salon, dessen Einfluß er nicht unterschätzte, festen Fuß fassen zu lassen.

Es herrschte damals in den aristokratischen Cirkeln ein Fräulein de la Couroude, welche als das Orakel des Hauses betrachtet wurde.

Sie spielte gemeinschaftlich mit Frau von Parrequemennières bei den akademischen Wahlen eine wichtige Rolle. Die beiden Damen hatten, um nicht auf einander eifersüchtig zu werden, sich jede ein eigenes Terrain vorbehalten und die Marquise sprach unablässig von den ausgezeichneten poetischen Anlagen des Fräuleins de la Couroude, welche ein Akademiker mit einer fortwährend in den zartesten Tönen vibrirenden Glocke verglichen hatte.

Diese außerordentliche geistige Sensibilität hatte jedoch ihre Herrschaft nur zum Nachtheile der Materie geltend machen können. Lang, mager und vertrocknet, bot Fräulein de la Couroude vom Kinn bis zur Brust dem Beschauer nichts als eine Reihenfolge von Höhlungen dar, die durch blau geäderte Blutgefäße, welche von der pergamentartigen Haut grell abstachen, mit einander verbunden waren.

— Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie der Muse unseres Salons vorstelle, sagte Frau von Parrequemennières zu Raymond.

Raymond verlor Angesichts dieser langen hervorstehenden Zähne, die sich ihm, als wollten sie einen Raub verzehren, näherten, gänzlich die Fassung. Das

Lächeln, welches diese Hauer umschwebte, hatte etwas Wehrwolfartiges.

— Mein theures Kind (so nannte man das Fräulein de la Couroude, obwohl selbe schon das fünfzigste Jahr überschritten hatte), wollen Sie mir erlauben, Herrn Raymond unserer zehnten Muse vorzustellen, er wird uns sogleich eine Probe seiner poetischen Versuche liefern.

Fräulein de la Couroude streckte ihre magern Hände Raymond entgegen, der die Tasten eines Klaviers mitsammt den Saiten zu erfassen wähnte.

— Nur Muth, flüsterte René, der Raymond zu Hilfe gekommen war. Lies Dein letztes Gedicht vor, das ganze Publicum verzehrt sich in Ungeduld.

Obgleich er sich dagegen sträubte, wurde Raymond doch genöthigt, das von d'Espipat bezeichnete Gedicht vorzutragen.

— Bravo, mein Herr! rief Fräulein de la Couroude, dies ist die wahrhafte Poesie, die Sie uns hören ließen; Sie sind ein Poet, mein Herr!

Ich überlasse Sie nun, sagte die Marquise, der Gesellschaft des subtilsten Kunstrichters in Toulouse.

Raymond war nicht ohne Bangigkeit. Die langen Zähne des weiblichen Kunstrichters, dessen große Nasenlöcher die Form eines „accent circumflex“ hatten, die etwas mysteriöse Art, mit welcher sie das Wort „Poesie“ aussprach, Alles dies verlieh dem jungen Manne nicht die nöthige Sicherheit für den akademischen Salon.

Auf einem schmalen Canapée, an der Seite des Fräuleins de la Couroude sitzend, sah er rings um die grünen Lichtschirme, unter denen die Augen verschwanden, nichts als schwarzseidene Schlafmützen, welche über die Ohren heruntergezogen waren, hohe Kleiderkrägen, welche auf den gekrümmten Nacken Wülste bildeten und große

Brillen mit ungeheuren glänzenden Gläsern. Unter diesen das Gehör und das Gesicht beschützenden Werkzeugen bewegten sich fantastisch die Mitglieder der Jeux-Fleureaux.

Hinter dem Fräulein de la Couroude befand sich ein großer Papagei auf seiner Stange. Er wiegte sich von der Rechten zur Linken, senkte den Kopf, schlug, um besser hören zu können, zur Hälfte die Augen auf und hatte gleichfalls das Aussehen eines Akademikers.

Wenn dessen Geplapper Raymond störend war, so war ihm Fräulein de la Couroude selbst noch viel störender. Jede Frage dieser zehnten Muse hatte irgend eine vertrauliche Angelegenheit zum Gegenstande. Raymond hatte das Gefühl, als wollte ein Bohrer in seine Geheimnisse eindringen.

— Man muß viel gelitten haben, sagte Fräulein de la Couroude, ehe man von der heiligen Flamme der Poesie durchglüht wird .... Vertrauen Sie, junger Poet, mir ohne Zagen Ihre Leiden an.

Da Raymond nicht antwortete, eröffnete der Kunstrichter eine endlose Abhandlung über das Leiden von dem Gesichtspunkte aus betrachtet, in wie ferne es die intellectuellen Kräfte des Menschen anzuregen im Stande ist.

Dieser Wortschwall, der unaufhörlich einförmig im conventionellen Tone fortplätscherte, rief in Raymond's Geiste das Bild Paulinen's wach, ein so absorbirendes Bild, daß er fortan für die oratorischen Floskeln der zehnten Muse vollkommen taub war.

— Sie sind noch zu jung, um schon so viel gelitten zu haben, sagte Fräulein de la Couroude.

Raymond antwortete nicht. Offenbar schweiften seine Gedanken anderswo umher.

— Sie leiden an Zerstreutheit, mein Herr, sprach Fräulein de la Couroude in trockenem Tone.

Sie erhob sich hierauf von dem engen Canapée, auf welchem sie bereit gewesen war, die vertraulichen Mittheilungen Raymond's entgegen zu nehmen, und begegnete der Frau von Parrequemennières.

— Haben Sie Herrn Raymond scharf in die Beichte genommen? fragte die Marquise. Hat dieser junge Barde eine Zukunft?

— Abgang jeden erhabenen Sinnes, sagte Fräulein de la Couroude.

— Wirklich!

— Gemeine Natur, ohne jeden Horizont.

— Wie kann nur mein liebenswürdiger René uns solche Leute aufführen?

— Ganz ordinäre Gesprächsweise, fuhr Fräulein de la Couroude fort. Die Rinde der Gemeinheit ist zu dicht, als daß das Ideal durchdringen könnte.

— Welch' ein vortrefflicher Richter Sie doch in derlei Sachen sind, mein theures Kind! rief die Marquise aus, und wie danke ich dem Himmel, daß mein Salon durch ein solches Licht erhellt wird.

— Sehen Sie! sagte Fräulein de la Couroude zur Marquise, auf Raymond deutend.

Auf dem Canapée zurückgeblieben, schien der Dichter von dem Papagei ganz bezaubert, der sich in Artigkeiten erschöpfend, auf die unterste Sprosse seiner Stange hinabgestiegen war, um sich dem jungen Manne zu nähern, und jetzt in einer Sprache, die ebenso fremdartig war als sein Gefieder, mit dem jungen Manne plauderte.

Sinnige Naturen versetzt das Groteske in Erstaunen. Der halbkreisförmige Schnabel, die schwarze,

wie verbranntes Pergament aussehende Zunge, die gesträubten Federn des Vogels erfüllten ihn mit bizarren Ideen, und er wurde sich nicht früher der Wirklichkeit bewußt, als bis eine Dienerin, welche die Kerzen auslöschte, den Papagei entfernte.

Die Soirée war zu Ende und die Gäste hatten sich entfernt, ohne daß Raymond es bemerkt hatte.

XX.

Die Epoche der Preisvertheilung der Jeux-Fleureaux nahte heran. Dem Drängen seiner Freunde Loubens und Lagardelle, sich an dem Concurse zu betheiligen, setzte Raymond bis jetzt noch ein beharrliches Zögern entgegen.

Er war einer jener Poeten, welche, nachdem sie ihre Eindrücke auf das Papier geworfen haben, sich um die entschwundene Inspiration nicht mehr kümmern. In dem Gehirne derartiger Naturen herrscht eine fortwährende Gährung, und sie glauben gar Nichts gethan zu haben, so lange ihnen noch Etwas zu thun übrig bleibt.

Mißtrauisch gegen sich selbst, fühlen solche Menschen während der Ausarbeitung eines Werkes, welches ihnen im Geiste strahlend erscheint, ihr Herz von unendlichem Jubel erbeben, doch kaum ist das Werk gestaltet, verschwindet ihr Jubel gleich dem Morgennebel. Der Poet hat sein Gefühlsfeuerwerk abgebrannt, die Nacht folgt dem Tage, die Ermüdung der Thätigkeit.

Poesie! wahrhaftes Faß der Danaiden! Wonne und Schmerz, Kummer und Freude, unablässig versenkt sich der Künstler in dessen Tiefen, bis er mit Schrecken gewahr wird, daß ihm nichts mehr hineinzuschleudern übrig geblieben ist!

Raymond war noch nicht zur Erkenntniß dieses grausamen Aeußersten gelangt. Jeder Tag lieferte ihm einen Vorrath von Begeisterung, das geringfügigste Ereigniß machte die Saiten seines Herzens vibriren.

Alles wurde für Raymond poetischer Stoff, selbst die Kanzlei des Rechtsanwaltes, die ihm durch den Gegensatz das Laub der Bäume grüner, den Horizont blauer erscheinen ließ.

Alles was die Liebenden umgibt, schmückt sich mit den Farben der Liebe. Trägt ja selbst die Natur die Farbe der Heißgeliebten. Der unerwartete Sonnenstrahl scheint ein Bote der Liebe. Wenn der Vogel singt, so sind es Gesänge der Liebe. Das Wasser der Springbrunnen ist minder klar als seine Liebe.

Die Verliebten leben in einem Feenreiche, in dem man blos das Murmeln liebkosender Worte vernimmt. Jeder Verkehr mit dem Alltäglichen nimmt für sie eine poetische Gestaltung an. Das Pflaster, auf welchem sie wandeln, wird zum Blumen-Teppich und das herbe Bedürfniß des Lebens nimmt ein lachendes Aussehen an!

Weit öffnet sich das Herz, um eine Welt aufzunehmen. Die Augen, aus denen Wohlwollen leuchtet, wenden sich ab von allem Unschönen im Leben. Die Bosheit und Schlechtigkeit ist verschwunden. Alle niedrigen Leidenschaften bleiben im Grunde des vom Feuer der Liebe erhitzten Schmelztiegels als Schlacke zurück. Die gemeinsten Dinge färben sich mit den Farben des Regenbogens. Da athmet die Lunge belebende Düfte

ein! Die Sinne werden verfeinert und nehmen die edelsten Eigenschaften an. Der Mensch steigt um eine Stufe höher. Das Senken der Augenlider einer Frau schließt eine Welt in sich ein! Man möchte Trotz bieten dem stürmischen Meere. Eine Thräne, vergossen von dem geliebten Weibe, erscheint schrecklicher als eine vierzig Fuß hohe Woge. Ein Bürgerkrieg mag ausbrechen, die Bürger eines Landes mögen sich unter einander zerfleischen, dies Alles erscheint unbedeutend gegenüber dem Vorwurfe einer Frau. Ein Mann, der einer Epidemie getrotzt hat, welche eine Stadt decimirte, zittert bei dem leichtesten Unwohlsein Derjenigen, die er liebt!

Der Mensch, der ein solches Aufgehen seines eigenen Wesens in dem einer andern Person zu schildern vermag, der ist ein zweifacher Dichter, denn Liebende sind schon an und für sich Poeten.

Raymond ließ dieser Gefühlsquelle ihren Lauf, die stark genug war, um aus ihr ohne Unterlaß schöpfen zu können.

Mit folgenden und ähnlichen Ereignissen hätte er zehn Bände füllen können:

„Ein Morgen, an welchem sie ihr Fenster öffnete";
„Das Band, das in ihren Haaren flatterte";
„Das Bouquet gelber Blumen";
„Die Zartheit ihrer Hände";
„Unergründlichkeit eines blauen Auges";
„Morgenstern";
„Das wogende Korn weniger blond als ihr Haar".

Von diesen Ueberschriften der Gedichte kann man einen Schluß auf die Gefühle des Dichters ziehen, dessen Worte von seinem innern Feuer durchgeistigt und gleichsam verklärt wurden.

Viele dieser Poesien hatte Raymond wieder vernichtet, da er sich nicht mit oberflächlichen Gefühlsäußerungen begnügte. Diese mußten so ausdrucksvoll sein, daß er fast die Tiefe seines Herzens wieder erkennen konnte. Wenn nicht, so zerriß er sie als unähnlich ohne Erbarmen.

Ein innerer Jubel sollte diese Schriften erleuchten und erwärmen; wenn sie um eine Stufe tiefer als das Niveau seiner Gefühle standen, so waren sie verurtheilt.

In diese Jury trat überdies noch ein anderer Richter ein, und zwar Pauline selbst.

Jedes neue Gedicht ließ ihr Raymond zukommen. Für jeden Andern ganz unmerkliche Nuancen ihrer Phisiognomie ließen den Dichter erkennen, welches derselben das Herz des jungen Mädchens mehr oder weniger bewegte.

Dieselben bestanden in einem leisen Erröthen, einem Senken der Augenlider oder in einer für jeden Andern kaum bemerkbaren Bewegung der Augenwimpern.

Er täuschte sich über den Werth einzelner Poesien nicht. Hatte doch Pauline dieselben an einem dieser Tage mit Blicken beantwortet, deren Bedeutung der Liebende nicht mißverstehen konnte.

Nichtsdestoweniger war er unschlüssig, ob er sich beim Concurse der Jeux-Fleureaux betheiligen sollte. So zarte Herzensblüthen zu veröffentlichen schien ihm eine Profanirung.

Als Richter über dieselben wollte er niemand Andern anerkennen als nur sie.

Ohne das freundschaftliche Drängen von Seite Loubens' hätte Raymond an die Jeux-Fleureaux gar nicht gedacht.

Dennoch hatte er den Ehrgeiz, einen öffentlichen Preis in Gegenwart seiner Geliebten erhalten zu wollen. Pauline sollte in feierlicher Sitzung den Namen des Siegers im Triumphe wiederhallen hören.

Das Gerücht davon dürfte vielleicht auch Negogousse zu Ohren kommen. Wer weiß, wohin der Beifall der Menge ihn noch führen könnte?

Manchmal träumte Raymond des Nachts von seinem Ruhme. Lorbeer krönte sein Haupt und er nahm seine Krone ab, um sie Paulinen auf's Haupt zu setzen.

XXI.

Dieses Jahr wurde die Eröffnung der Sitzungen der Jeux=Fleureaux mit außergewöhnlichem Glanze gefeiert. Die Kirche sah mit Jubel eines ihrer Mitglieder unter den Ultramontanen, welche ihren Sitz in dem Capitel hatten, eintreten.

Die ganze Stadt war in zwei Lager getheilt. Die Aristokratie begrüßte beifällig die Wahl des Abbé Supplici, die Bourgoisie mißbilligte sie.

Der Maire von Toulouse war nicht ohne Furcht bezüglich des Verlaufes einer Sitzungs=Periode, die sich drohend genug anlies, denn jeden Tag vergrößerten sich die Gruppen der Gegner, welche das Gebäude in seinen Grundfesten zu untergraben sich bemühten. Sie sprachen es laut aus, daß es für das allgemeine Wohl von Nutzen wäre, eine von gothischen Vorurtheilen erfüllte

Kaste, die den Ideen der Neuzeit feindlich, trotz ihrer Schwatzhaftigkeit von Schlafsucht befallen, herausfordernd trotz ihrer Feigheit, welche dem Zerfalle nur einen schwachen Widerstand zu leisten im Stande ist, entweder vollkommen zu vernichten, oder doch wenigstens einer gänzlichen Umwandlung zu unterziehen.

Der Maire als Mitglied und Präfect der Jeux Fleureaux, ein Titel, der officielle Functionen mit sich brachte, sah sich zum ersten Male genöthigt, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Im Saale der Unsterblichen befanden sich inmitten der Büsten jener toulousischen Bürger, welche durch ihre Thaten die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hatten, zwei Portraits, gegen deren Vorhandensein die Freidenker täglich protestirten.

Das erste derselben war jenes des Antoine de Tolosan, General des Ordens der heiligen Antonie de Vienne, welcher der Bewunderung der Nachwelt als „hauptsächlicher Rächer des Verbrechens Calvins" angepriesen wurde.

Die zweite Büste, auf welche die wiederholten Ausfälle des Doctors Gardouche den Unwillen der Liberalen bereits gelenkt hatten, war jene des Guillaume de Catel, Rath des Toulouser Parlamentes zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er den Philosophen Vanini zum Scheiterhaufen verurtheilt hatte.

Wer kann wissen, ob die Freunde des Doctors die Sitzung nicht dazu benützen würden, eine Tafel mit folgender Inschrift zu zertrümmern:

„Und es geschah auf Antrag des Guillaume de Catel, welcher von den Richtern einstimmig zum Beschlusse

erhoben wurde, daß der berüchtigte Atheist Vanini zum Feuertode verurtheilt wurde."

Die Municipalität beorderte ein Peloton Nationalgardisten, um die Commissäre, welche sich die silbernen und goldenen Preisblumen abzuholen nach der Kirche de la Daurade verfügten, zu escortiren.

Die Preise waren vom frühen Morgen an, bevor sie bei dem poetischen Turniere in die Hände der Sieger übergehen sollten, auf dem Hauptaltare der Kirche ausgestellt; und der Präfect tauschte mit dem Maire Blicke der Befriedigung aus, als er hinter den Tambours die Volksmasse den feierlichen Zug begleiten sah, welchem die Pedelle voranschritten und in dessen Mitte der Chevalier de la Tremblaye, Herr v. Pompertuziat, Herr von Pons de Lunel, die Herren Resplandy und Limoges der Jüngere triumphirend folgende Preisblumen trugen:

„Die goldene Amarante";
„Die silberne Ringelblume";
„Das Veilchen";
„Die silberne Primmel";
„Die goldene wilde Rose."

Als der Tambour] den Wirbel schlug, brach ein enthusiastischer Jubel in dem Saale aus. Ein imposantes Schauspiel boten die Mitglieder dar, welche stehend und entblößten Hauptes die Commissäre, welche die Preisblumen trugen, begrüßten.

An der Spitze gleich hinter den Pedellen schritt der Chevalier de la Tremblaye à l'oiseau royal frisirt mit einem kleinen Zöpfchen, welches auf dem großen Kragen seines Gewandes wackelte. Mit einer zitternden Hand hielt er die goldene Amarante und sein Auge blitzte stolz.

Ihm folgte Herr v. Pompertuziat en coup-de-vent frisirt und triumphirend die goldene wilde Rose über seinem Haupte schwingend.

Verschmitzt lächelnd nahte nun Herr Pons de Lunel mit der silbernen Ringelblume.

Hinter ihm schritt gravitätisch Herr Respandy, auf dem Haupte ein schwarzes Priesterkäppchen, von welchem herab baumwollene Troddeln neckisch seine Ohren umspielten. In einer Hand hielt er einen Muff, und in der anderen die Primmel, welche er von Zeit zu Zeit in den Muff steckte, als wolle er sie erwärmen.

Den Zug schloß Limoges der Jüngere, den die Akademie in dankbarer Erinnerung an seine Ahnen in ihren Schooß aufgenommen hatte, die, wenn sie auch auf die Gesellschaft keinen besonderen Glanz geworfen, dennoch das Ihrige beigetragen hatten, die Tradition aufrecht zu erhalten. Limoges der Jüngere trug das silberne Veilchen.

Das ganze Publicum drängte sich, dieses Schauspiel zu bewundern, und die Aristokratie glaubte dem Chevalier de la Tremblaye für seinen Eifer nicht genug dankbar sein zu können, daß er trotz seines hohen Alters dennoch die poetische Blume in der Kirche de la Daurade gepflückt hatte.

Der triumphirende Gang des Herrn v. Pompertuziat erregte die allgemeine Bewunderung der Damen.

Im Hintergrunde des Saales um einen großen Tisch saßen nach ihrer Rangordnung: die Conservativen, die Führer und die Unterführer, die Censoren und Dispensatoren, welche verschiedene Titel den verschiedenen Functionen der Aemter entsprachen.

In der That! diese Ehrentitel wurden mit Würde getragen. Der größte Theil der Akademiker, welche in

ihrem Privatleben jeden Glanzes entbehrten, nahmen am Tage des Blumenfestes in der Versammlung ein feierliches strahlendes Aussehen an. Um den kreisrunden Tisch im Hintergrunde des Saales der Unsterblichen sitzend, umgeben von den Büsten der Dichter, Rechtsgelehrten und gewesenen Schöffen, fühlten diese Greise ein neues Leben in ihren Adern kreisen, und es kostete sie nicht viele Mühe, sich selbst für unsterblich zu halten.

Alles trug dazu bei, ihnen ein Ansehen zu verleihen, selbst die hohe Pendeluhr, welche in Form einer Lyra hinter dem Tische aufgestellt war.

Die Menge der eingesandten Gedichte, die um die Preise concurrirten, bewies übrigens, daß die Jeux-Fleureaux noch nichts von ihrem früheren Einflusse verloren hatte. In dem Berichte über die eingelaufenen Concursschriften, der vom ständigen Secretär der Akademie, Herrn Pons de Lunel, vorgetragen wurde, waren aus allen Theilen Frankreichs als eingesendet angegeben:

„Hundert und zwei Oden“;
„Sechs und dreißig Sinngedichte“;
„Vier und zwanzig Episteln“;
„Vier prosaische Abhandlungen“;
„Acht und siebzig Elegien“;
„Vier und dreißig Idyllen“;
„Vier Schäfer-Gedichte“;
„Sieben und zwanzig Balladen“;
„Drei und fünfzig Hymnen und Sonette an die Jungfrau“;
„Dreizehn Abhandlungen in Versen.“

Im Ganzen dreihundert fünf und siebzig Bewerbungen um sechs Blumenpreise.

Von einem Winkel des Saales aus wechselte Raymond zärtliche Blicke mit Pauline, welche sich in Be-

gleitung des Abbé Desinnocends unter den Anwesenden befand. Obgleich in der bangen Sorge um das Resultat des Concurses hatte Raymond dennoch Pauline um ihre Anwesenheit in der Jeux-Fleureaux ersucht; aber das junge Mädchen hatte ihren Vater nicht dazu bewegen können, sich ebenfalls in's Capitel zu begeben. Negogousse, der in das Interesse, das Pauline an dieser Sitzung nahm, nicht eingeweiht war, würde die Neugierde der Versammlung, ihre Aufregung sowie ihre Ungeduld über die Verzögerungen, welche der Eröffnung des Turniers vorangingen, nicht begriffen haben.

Zuerst hielt der Präsident die Lobrede auf ein Mitglied, welches der Tod gröblich hinweggerafft hatte. Der selige Montastrue war ein schon lange vor seinem Tode kindisch gewordener Greis gewesen.

— Den Gefährten unserer Arbeiten, sprach der Präsident, hatte der Cultus der Musen vor der Gebrechlichkeit des Greisen-Alters bewahrt. Er hat die Fackel der Poesie bis in seine letzte Stunde hoch in Händen gehalten.

Montastrue hatte in einer entfernten Vorstadt unter dem Joche einer zänkischen Köchin gelebt, welche es dahingebracht hatte, daß er seine Familie enterbte, und die seine Kinder verhinderte, Zeugen seiner letzten Stunde zu sein.

— Unser betrauerter College, fuhr der Präsident fort, genoß die reinen Freuden des häuslichen Herdes. Seine Kinder und Enkel würden, falls sie sich in dieser Versammlung befänden, durch ihre Thränen das rührende Andenken beweisen, welches sie ihrem Vater und Großvater, dem die Augen geschlossen zu haben ihnen zum unvergänglichen Troste gereicht, bewahren.

Der Abbé Supplici, welcher das erledigte Fauteuil des seligen Montastrue erhalten hatte, fuhr nun im Lobe des Verstorbenen fort. Er analysirte dessen Tugenden und Vorzüge der Reihe nach und hielt sich selbstverständlich für unwürdig, der Nachfolger eines so genialen Geistes zu sein, der in seinen reiferen Jahren die Wissenschaft mit seinen Entdeckungen bereichert, und im Augenblicke, als der Tod ihn erreichte, gerade mit der Verbesserung einer neuen Auflage seines Gedichtes „L'art du tour" beschäftigt war.

— Unser verehrungswürdiger College, sagte der Abbé Supplici, war eine glaubensstarke Seele. — In dieser Stunde auf dem Gipfel der Glückseligkeit angelangt, verfolgt er unsere Arbeiten mit dem Bedauern: (wie mir Pater Nequedat, der ihm in seinem Todeskampfe beigestanden, anvertraut hat) in seinen Schriften die göttliche Einwirkung nicht stärker betont zu haben.

— Der selige Montastrue, fuhr Abbé Supplici fort, war bei Verfassung des Gedichtes „L'art du tour" von der Vorsehung geleitet worden. Die genialen Beschreibungen, welche in dem Werke unseres Collegen vorherrschen, flößen gleichzeitig Lust zur Arbeit, sowie Abscheu gegen die Unthätigkeit ein. Der selige Montastrue hat jedoch auf seinem Todtenbette den Wunsch ausgesprochen, daß eine zarte Hand dem Gedichte einen frommen Schluß hinzufügen möge. Er hauchte ruhig seinen Geist aus, nachdem ihm Pater Nequedat mitgetheilt hatte, daß unter den preisgekrönten Siegern des heurigen Jahres sich auch ein junger Candidat befinde, der jene so seltenen christlichen Tugenden in sich vereinigt, ohne welche alle Geistesproducte nichts als schädliches Geschwätz und Vorwände zu gefährlichen Frivolitäten sind.

Nach dieser mit Beifall überschütteten Rede erhob sich Herr Pons de Lunel, den Bericht über die eingelaufenen Concurs-Arbeiten in Händen haltend.

Hier lag der Schwerpunkt des Interesses der heutigen Sitzung. Sechs Sieger aus einer Masse von dreihundert und fünf und siebzig Kämpfern gewählt!

Raymond fühlte, wie sein Herz sich zusammenzog. In diesem Augenblicke hielt er sich für unwürdig, einer der sechs Sieger zu sein. Das, was er nun anhören mußte, entsprach kaum seinen Erwartungen. Der Reihe nach wechselten Furcht und Hoffnung auf seinem Gesichte, und er wagte es kaum, Pauline anzublicken, aus Furcht, sie der Schmach seiner Niederlage beizugesellen.

Zuerst wies Herr Pons de Lunel auf die Aufgabe der Akademie hin.

— In Folge des Impulses, sagte er, welchen die sieben Conservativen des Jahres 1323 gegeben (ein Datum, das mit goldenen Lettern in den Annalen des Hauses eingetragen ist), erscheint Toulouse heutigen Tages als der Sitz der Gelehrsamkeit und als Schiedsrichter im Reiche der Intelligenz.

Die ganze Akademie spendete dieser Eingangsrede ihren Beifall; denn derartige Schmeicheleien, obgleich von den Mitgliedern des Vereines selbst ausgehend, werden dennoch von der Corporation selbst nicht minder gerne angehört.

— Ganz Frankreich, fuhr der Redner fort, sieht mit gespannter Erwartung dem Resultate unserer Arbeiten entgegen, und verlangt an denselben Theil zu nehmen. Ich wollte, meine Herren, daß es mir erlaubt wäre, der Versammlung das Verzeichniß der

aus allen Theilen Frankreichs an uns gerichteten geistigen Arbeiten unterbreiten zu können.

Pons de Lunel, welcher auf das Pult des Vorsitzenden einen fragenden Blick geworfen hatte, wurde von demselben eingeladen, seine statistischen Tabellen vorzulegen.

— Wenige Länder, fuhr der Redner fort, gibt es, die in der Jeux-Fleureaux seit ihrer Gründung nicht vertreten sind. Die jetzige Concursliste weist die Einsendung einer Ode auf, welche von einem Poeten aus Ailly-sur-Noye, einem Flecken des Departements de la Somme, der kaum neunhundert Einwohner zählt, herrührt. Es ist bewundernswerth, daß eine Bevölkerung von neunhundert Seelen einen Mann in ihrer Mitte zählt, der sich stark genug fühlt, sich mit einer Ode an der Preisbewerbung zu betheiligen. Allein die in Rede stehende Ode ist nicht von großer Bedeutung, und wir bedauern es, ihren Autor nicht mit dem Preise krönen zu können; aber der Poet in Ailly-sur-Noye wird sicherlich neue Anstrengungen machen, wenn er sieht, wie sehr seine jetzige Arbeit von der Akademie gewürdigt wurde.

Herr Pons de Lunel, der seine Lippen mit einigen Tropfen Zuckerwasser befeuchtet hatte, fuhr hierauf fort:

— Aus Arpajon sind uns zwei Schriftstücke ganz verschiedenen Charakters zugekommen . . . .

Hier nahm der Redner einen schmelzenden Ton an:

— Eine Idylle.

Und mit einer ersterbenden Stimme lispelte er:

— Und eine Elegie.

Ein Murmeln des Beifalls bewies dem Redner, wie sehr das Publicum für die zarten Nuancen seiner Stimm-Modulationen empfänglich war.

— Dergestalt, sagte Herr Pons de Lunel, befinden sich in Arpajon zwei poetische Nebenbuhler. Ist es nicht bemerkenswerth, daß eine Stadt von kaum fünfzehnhundert Einwohnern die Geburtsstätte zweier Preisbewerber in entgegengesetzten Zweigen der Dichtkunst sei? . . . Der Idylle (und hier nahm die Stimme des Redners einen flötenden Ton an) mangelt ein gewisser Grad von Zartheit und die Elegie (ach! die Elegie! seufzte der Redner) entbehrt der Melancholie . . . Der Arpajon'sche Dichter ist vielleicht von Natur aus nicht mit jenen Eigenschaften begabt, welche die Pflege der Elegie erheischt. Eine zerbrochene Weinflasche, deren Inhalt ausgeflossen, bildet den Vorwurf der Elegie, die uns von Arpajon eingesendet wurde. Ich würde der Tendenz derselben gar nicht Erwähnung gethan haben, wenn ich mich nicht verpflichtet fühlte, hier noch einmal zu wiederholen, daß die Akademie das bacchantische Genre verpönt, ebenso wie sie alle satyrischen und burlesken Arbeiten aus ihrem Codex gestrichen hat. Wenden wir uns nun von diesen gemeinen Bildern . . . Die beiden Bewerber haben unser Programm mißverstanden . . . . Indeß wollen wir selbe nicht entmuthigen . . . . An's Werk denn Ihr Jünger der Poesie aus Arpajon! Die Akademie beauftragt mich, Euch zur Fortsetzung Eurer Arbeiten einzuladen... Vermeidet in der Zukunft diese Geleise, in denen Pegasus nothwendig straucheln muß.

Einiger Beifall ließ sich vernehmen, jedoch nur mäßig, da die Erwähnung der Weinflasche die zartfühlenden Geister unangenehm berührt hatte.

— Lyon, fuhr Pons de Lunel fort, hat zum Concurse drei Sonette an die Jungfrau und zwei fromme Hymnen eingesandt. Wenn Strenggläubigkeit genügen würde, Poeten zu machen, wären wir glücklich, die Autoren dieser Gedichte in diese Räume berufen zu können; aber die Kunst hat diese Dichtungen nicht mit ihrem Purpurmantel verherrlicht. Mögen doch diese Autoren sich mehr an die Prosodie halten; dieselbe ist das Ruder, welches sie sturmfrei durch die poetischen Fluten zu uns führen kann.

Herr Pons de Lunel hob noch aus seinem Verzeichnisse der geistigen Arbeiten die Namen der Städte Montargis, Aubenas, Bagnolles, la Capelle, Villedieu-les-Poèles, Thourotte, Elbeuf, Rive-de-Gier, Fontaine-Châbon, Pontarlier, Grisolles, Pont-à Mousson, Nonancourt und noch viele Andere hervor, deren Einwohner sich um die Ehre bewarben, die Preis-Blumen der Akademie in ihre Knopflöcher befestigen zu können.

Eine doppelte Applaussalve gestattete dem Redner, inne zu halten und sich zu einem neuen Rede-Ergusse vorzubereiten. Bis jetzt hatte er blos den leichtesten Theil seiner Aufgabe gelöst. Herr Pons de Lunel wollte die Erwartung der Versammlung auf's Höchste spannen.

Mit stürmender Eile wurden nun folgende Titel verlesen:

„Die Ueberhandnahme des Materialismus“;

„Die Agiotage als ausschließliche Beherrscherin der Gemüther“;

„Die Abnahme des moralischen Gefühls“;

„Die Entkräftung der Charaktere“;

„Der Stillstand der Entwicklung des geistigen Fortschrittes.“

Pons de Lunel beweinte das aus dem Tempel vertriebene Ideal und wies dem schmutzigen Materialismus die Faust.

Er erklärte, daß es die Jeux-Fleureaux allein wäre, welche die Fahne des Ideales noch aufrecht halte, und vindicirte blos ihren Tendenzen die Stärkung des moralischen Bewußtseins.

Der Doctor Gardouche empfing gelegentlich einige vernichtende Seitenhiebe. Unter der allgemeinen Bezeichnung „Bilderstürmer“ lud Pons de Lunel alle Ungläubigen ein, in den Sitzungssaal einzutreten und sich mit eigenen Augen von den Huldigungen zu überzeugen, die Clemence Isaure allgemein dargebracht wurden.

— Das poetische Niveau ist im allseitigen Sinken begriffen, rief Pons de Lunel am Schlusse seiner Rede aus, die Aufgabe der Akademie wäre es, dem weiteren Abflusse Schranken zu setzen.

Um dieses Niveau wieder auf seine frühere Höhe zu bringen, wurde nun Madame Douladoure als Mitglied der Akademie proclamirt; da dieselbe schon früher zwei Preise davongetragen und nun sich auch die dritte Blume glorreich erbeutet hatte, verlieh ihr dies das Recht, den Titel maître-des-Jeux-Fleureaux anzunehmen.

— Wir bitten Madame Douladoure heran zu treten, rief der Präsident.

Aus der Mitte der Versammlung erhob sich nun eine Art von dicker Pfingstrose, welche keuchend, gesticulirend und mit dem Ellbogen stoßend nicht ohne Mühe dazu gelangte, sich durch die Menge Bahn zu brechen.

Die Pfingstrose hatte eine Elegie: Der Hund des Blinden verfaßt, welche sie nun im Fisteltone kläffte.

Es ist Gebrauch, daß der Präsident den neu aufgenommenen Mitgliedern der Jeux-Fleureaux die Accolade ertheilt. Madame Douladoure öffnete ihre dicken Arme, und die Versammlung mußte befürchten, daß der kleine, gebrechliche Präsident zermalmt aus dieser Umarmung hervorgehen würde. Es war ein edler Stolz, mit dem sich nun Madame Douladoure auf die Stufen der Tribüne hinstellte und die Blume, welche ihr die Pforten der Akademie geöffnet hatte, in der Luft schwenkte. Es hätte wenig gefehlt, so hätte sie die goldene Amaranthe, welche sie wie eine Palme in den Händen hielt, auf ihren Hut befestigt, bedauernd, selbe nicht um zehn Armlängen verlängern zu können.

Madame Douladoure war von Bergerac hergekommen, um die silberne Amaranthe zu pflücken; aber wie wurde diese Reise durch die Umarmung des Präsidenten, den Beifall der Volksmenge und das Fauteuil bezahlt!

Herr v. Tremblaye verlas, um die glückliche Wahl der Akademie darzuthun, nochmals das Preisgedicht, analysirte dessen Schönheiten Strofe für Strofe und endete damit, daß er zwei Thränen vergoß, die eine für den Hund und die andere für den Blinden.

Pauline theilte den allgemeinen Enthusiasmus nicht; sie hatte bereits den Abbé Desinnocends auf die dicken Arme und das purpurrothe Gesicht der Madame Douladoure aufmerksam gemacht.

Pauline wollte, daß Raymond an den unschuldigen Bosheiten theilnehmen möge, zu denen die außerordentliche Länge der Sitzung Veranlassung gab.

Mit einem traurigen Lächeln beantwortete der in einen Winkel gedrückte Poet die flüchtigen Blicke Paulinen's.

In diesem Augenblicke hatte sich Raymond's die lebhafteste Ungeduld bemächtigt, die ihm kaum gestattete, die Antwort auf folgende berühmte von der Akademie gestellte Preisfrage anzuhören:

„Wie kommt es, daß in unsern Tagen die hohe Tragödie von der Bühne verschwunden ist, um dramatischen Machwerken Platz zu machen, in welchen die Kunst nicht minder als die Moral in Schatten gestellt erscheint?"

Zum Glücke für die Versammlung constatirte Pons de Lunel, daß die bezüglich dieser Preisfrage eingesandten Arbeiten so unbedeutend seien, daß es nicht thunlich erscheine, auch nur eine Denkschrift über den fraglichen Gegenstand zur Vorlesung zu bringen. Sich hierauf zur silbernen wilden Rose wendend, die er vor aller Augen funkeln ließ, rief der Redner aus:

— Arme Blume! Du wirst in unserem Schoße verbleiben und wir werden Dich bis zum nächsten Concurse sorgfältig verwahren.

Jetzt erhob sich der Präsident.

— Wir wollen nun, sprach er, die Krönung eines jungen Anfängers vornehmen, auf dessen Stirne die Poesie ihren Stempel gedrückt hat.

Pauline erröthete, Raymond hingegen erblaßte.

—Die Akademie der Jeux-Fleureaux, fuhr der Präsident fort, ist stolz darauf, einen jungen Neophiten seine ersten dichterischen Versuche unter der Aegide Clemence Isaure's machen zu sehen.

Ein einziger Blick brachte Pauline und Raymond sich näher.

— Wollen Sie herantreten, Herr Saturnin von Poucharramet, rief der Präsident.

Die Nennung dieses Namens erschütterte die beiden Liebenden gleichmäßig.

Meine Herren! sagte der Präsident, der junge Laureat hat mit einem seltenen Talente zu Ehren des betrauerten Canonicus Vafflert lateinische Sinnsprüche interpretirt, und der Herr Abbé Supplici wird als ein getreues Echo uns die hauptsächlichsten Motive vernehmen lassen, die den Dichter auf eine so glückliche Weise begeistert haben.

Saturnin von Poucharramet stieg nun auf die Stufen und begann:

— „Ich habe den Pfad betreten, von dem keine Rückkehr mehr in's Leben."

— Breves anni transeunt et semitam per quam non revertar ambulo, antwortete Abbé Supplici.

— „Ja mein Herz und mein ganzer Körper erzittern von Jubel", las Saturnin.

Mit lauter Stimme erwiederte Abbé Supplici.

— „Cor meum et caro mea exultaverunt in Dominum."

Dieses poetische und religiöse Duett setzte anfangs die Versammlung in Erstaunen; aber Abbé Supplici gewann bald allgemeinen Beifall durch seine reine correcte Aussprache des Lateinischen, während sein Zögling im Gegentheil mit vor Aufregung erstickter Stimme sprach.

— „Nun will ich das Haus des Herrn bewohnen."

Während Supplici ihm einen ermuthigenden Blick zuwarf, suchte er selbst neue Kraft für seinen Vortrag zu gewinnen und sprach mit lauter Stimme:

— In domum tuam Domine, ibimus. Ut inhabitem in domum Domini omnibus diebus vitae meae.

Ein großer Beifallssturm, welcher hauptsächlich dem Priester galt, folgte diesen Worten.

Der Abbé Desinnocends riß vor Verwunderung die Augen auf. Dieser theatralische Apparat empörte ihn.

— „In Anschauung seines Seins versunken und in unaufhörlicher Anbetung“ sprach Saturnin.

Mit schallender Stimme, als befände er sich auf der Kanzel erwiederte Abbé Supplici:

— Videbimus eum sicuti est facie ad faciem.

— „Heil dir, o! treues Kreuz! Heil Dir meine Hoffnung! fuhr Saturnin fort.

— Meine Herren, sagte der Abbé Supplici, entschuldigen Sie die Aufregung des jungen Dichters. Durch das Thema: O bona Crux! wurde er zu der enthusiastischen Strofe: „Heil Dir! o treues Kreuz! Heil Dir meine Hoffnung! begeistert, aber die glänzende Versammlung, die hier vereinigt ist, hindert ihn fortzufahren.

In der That war Saturnin bleich und zitternd.

Der Meister hatte Unrecht gehabt auf seinen Zögling zu zählen.

Abbé Supplici fürchtete, daß diese Aufregung es errathen lassen würde, daß Saturnin von Poucharramet auch nicht eine einzige Strofe dieses Gedichtes geschrieben habe.

Um ihn aus dieser falschen Stellung zu ziehen, las der Abbé die Strofen französich und latein gleichzeitig vor und schloß folgendermaßen:

— „Ach! welch ein Gewinn ist der Tod für mich“!

„Mihi mori lucrum!"

In diesem Augenblicke richtete Pauline ihre Augen auf Raymond. Eine geheime Stimme flüsterte ihr zu, daß derjenige, den sie liebte, nun eine Beute des namenlosesten Schmerzes sei.

Raymond's Gesicht war bleich; ein Grabgeläute ließ fortwährend in seinem Herzen den letzten Vers wiederschallen: Mihi mori lucrum!

Pauline konnte diese Zerknirschung des Poeten nicht begreifen. Er hatte sie gedrängt, der Sitzung der Jeux-Fleureaux beizuwohnen. War es, um ihr das Bild seiner krankhaften Blässe vorzuführen, oder ihr seine plötzliche Ermattung, welche seine Augen tief in ihre Höhlen zurücktreten ließ, darzuthun?

Alles was das Herz des jungen Mädchens an Zuneigung besaß, legte sie in diesen Blick; aber Raymond war verschwunden.

Die Sitzung war zu Ende. Die Menge zerstreute sich im Saale, die verschiedenen Poesien besprechend, welche die Akademie soeben gekrönt hatte.

Wie bei Beginn der Ceremonie, ertönte nun eine Fanfare, die Feuerwehr machte Spalier, inmitten dessen die Laureaten ihre Blumen in den Händen schritten.

An ihrer Spitze befand sich Saturnin von Poucharramet, die goldene wilde Rose tragend. Ihm zur Seite Madame Douladoure, ihre Amarante schwingend. Ein Notar aus Lons-le-Saulnier hatte das silberne Veilchen in sein Knopfloch gesteckt; der Advocat Pamard war aus Soissons gekommen, sich eine Nelke zu holen.

Hinter den Laureaten schritten die Mitglieder der Akademie, welche ersteren Instructionen über die Art und Weise die Blumen zu tragen ertheilten.

Was war wohl aus Raymond geworden? Aengstlich suchte ihn Pauline.

Die Tambours schlugen den Wirbel; die Gruppe der Akademiker setzte sich in Bewegung um den Capitelplatz zu überschreiten, wo das Volk, die im Triumphe und beim Klange der Musik geführten Laureaten bewunderte.

Skeptiker und Ungläubige konnten dieses Schauspiel belächeln, der große Hause war deshalb nicht minder durch den Anblick der Sieger des Capitels geblendet. Die hinter dem Tambour und Clarinettisten herschreitenden Blumenträger erschienen ihm wie von höherer Weihe umflossen.

An diesem Tage verließen die Grisetten ihre Arbeitsstuben, die öffentlichen Hörsäle blieben geschlossen, wenig Barken verkehrten auf der Garonne; alle Gassenbuben von Toulouse hatten sich auf dem Platze Rendezvous gegeben. Hier herrschte die grenzenlose Neugierde, mit aufgerissenen Augen und Mäulern harrte man des Erscheinens der Candidaten, deren Haltung, Manieren und Verdienste eifrig besprochen wurden.

Saturnin von Poucharramet wurde gar nicht bemerkt, er trug das Haupt zur Erde gesenkt.

Der Advocat Palmard war gichtbrüchig, der Notar aus Lons-le Saulnier eine groteske Figur; man achtete seiner gar nicht.

Die Neugierigen hatten bloß Augen für Madame Douladoure, die einem triumphirenden Hahne glich.

Das Gesicht von Freudenthränen benetzt, mit funkelnden Augen, theilte sie rechts und links Grüße aus, und der Weg zu ihrer Wohnung war für sie der Einzug einer Königin, den die öffentliche Meinung mit folgenden Worten charakterisirte:

— Madame Douladoure hat ihre Blume wundervoll getragen.

Nicht ohne Absicht war Pauline in Begleitung des Abbé Desinnocends zurückgeblieben.

Und doch war Raymond verschwunden, die Worte seines glücklichen Nebenbuhlers murmelnd: Mihi mori lucrum! Für mich wäre der Tod ein Gewinn!

Ende des ersten Theiles.

Belletristisches Frankreich
des
neunzehnten Jahrhunderts.

In ausschließlich berechtigter deutscher Uebersetzung.

Preis eines Bandes nur 15 Sgr.

Unter obigem Titel veröffentlichen wir die hervorragendsten neuen Romane der bedeutendsten französischen Schriftsteller der Jetztzeit.

Durch den Staatsvertrag Frankreichs mit Deutschland, welcher das Eigenthumsrecht französischer Schriftsteller an ihren Werken unter gesetzlichen Schutz stellt, geschützt, haben wir namentlich mit den beliebtesten der jetzt lebenden Romanschriftsteller Frankreichs ein Uebereinkommen der Art getroffen, das uns in den Stand setzt, jedes neu erscheinende Werk gleichzeitig mit der Original-Ausgabe in einer guten, deutschen Uebersetzung erscheinen zu lassen.

Zu den Autoren, deren Werke wir übersetzen lassen dürfen, und deren neu erscheinende Romane und Novellen wir unter dem Gesammttitel:

Belletristisches Frankreich
des neunzehnten Jahrhunderts

erscheinen lassen, gehören u. A.:

Abbé *, About, Achard, Aimard, Berthet, Capendu, Champfleury, Cherbuliez, Dash, Delvau, Dumas Vater, Dumas Sohn, Enault, Feuillet, Féval, Feydeau, Gaboriau, Gautier, Houssaye, Victor Hugo, Janin, Henry und Paul de Kock, Lamartine, Mallefille, Monselet, Montépin, Ponson du Terrail, Rivière, George Sand, Maurice Sand, Sardou, Uchard, Ulbach ꝛc. ꝛc.**

Champfleury,

Die schöne Pauline Roman von Champfleury. Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung

Bd.: 1

Wïen 1868